

# DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG

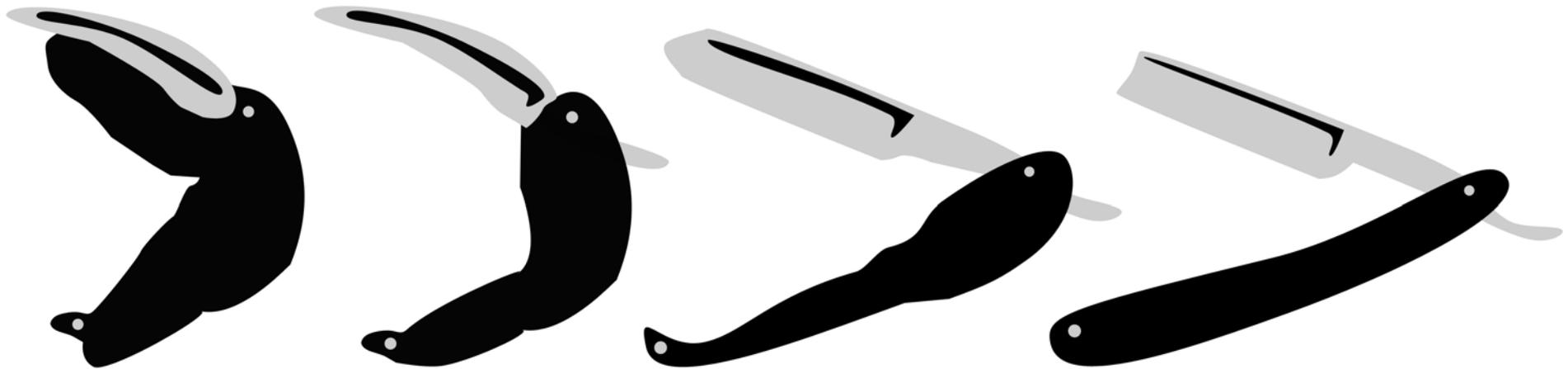
---

ODER: UNNATURAL SELECTION



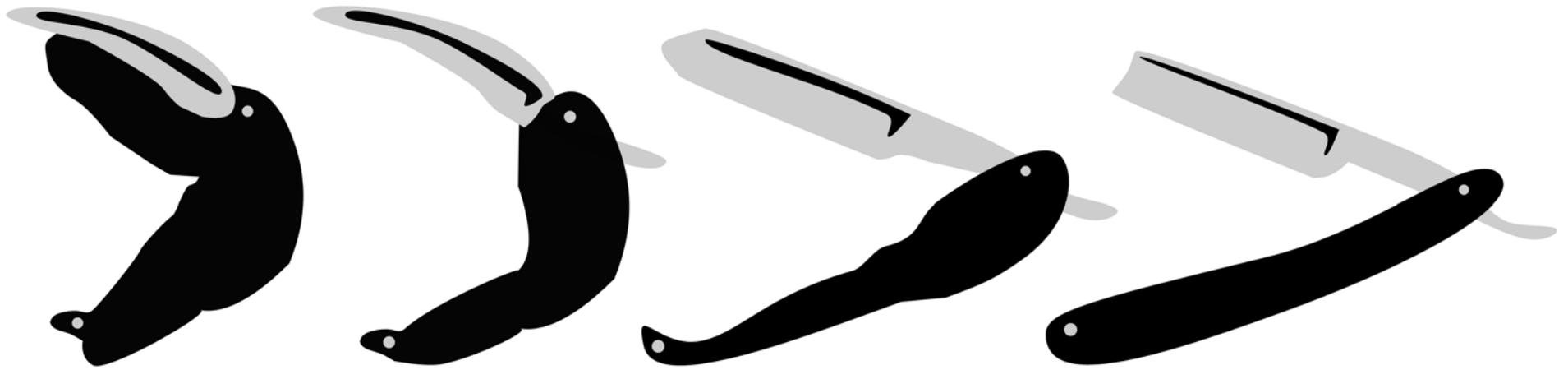
---

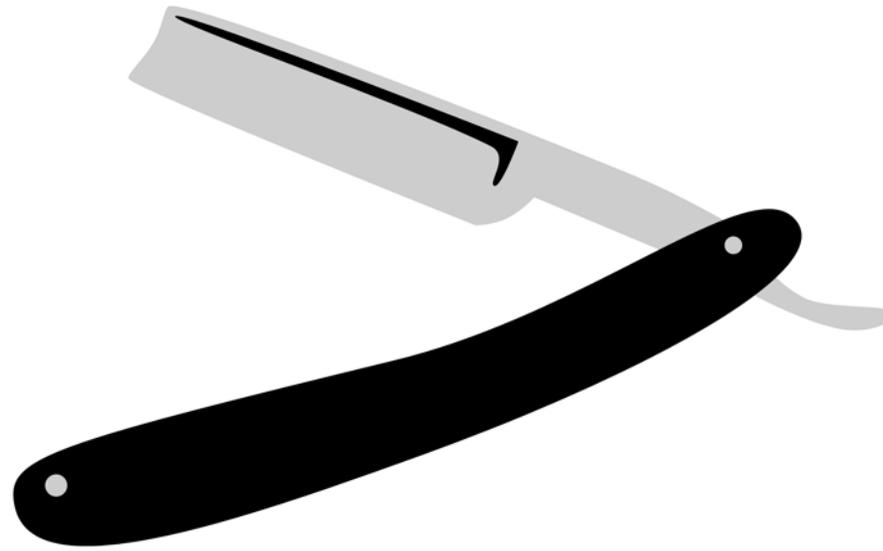
ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR & ESSAYISTIK AUSGABE-ZEHN-2014



---

ISSN: 2194-1505





Jubiläumsausgabe

3 Jahre - 10 Ausgaben

## Bekenntnisse

Ich habe versagt, weil diese Literaturzeitschrift viel Arbeit macht, aber kein Geld einbringt.

Ich habe versagt, weil ich lebenslang zu viel Zeit mit dem Lesen verbracht habe. Und ich weitermachen werde.

Ich habe versagt, weil ich Haftbefehl gut finde, zumindest den frühen, obwohl ich deutsche Literatur mit heißem Bemüh'n studiert habe. [Foto]

Ich habe versagt, weil ich immer noch keinen Roman geschrieben habe.

Ich habe versagt, weil ich den Roman, den ich nicht schreibe, noch nicht einmal angefangen habe.

Ich habe versagt, weil ich den Mitheerausgebern einen Comictitel des jungen Otto Waalkes als Motto aufgedrängt habe.

Ich habe versagt, weil Angela Merkel meint, dass alles läuft. Und die Hände in den Schoß legt. Dabei läuft so wenig. Ich hoffe, sie nimmt den dezenten Hinweis meines Versagens ernst.

Ich habe versagt, weil Literatur nie etwas festhält, sondern ins Offene der Schrift entlässt, in dem die Fakten sich verlieren. Ich schreibe immer hinterher.



Ich habe versagt, weil parsimonie.de, die Homepage dieser Zeitschrift, bis jetzt nur 12.301 Zugriffe hat. Viele der Leser kamen von

girls-ufa.ru,  
rukinolenta.ru,  
pornokaijf.com und  
sexmsk.nl.

Ich hoffe, wir haben unsere ausländischen Leser nicht enttäuscht. Wahrscheinlich schon.

Ich habe versagt, weil ich den Textzyklus *Experimente 1-10* nie zu Ende gebracht habe.

Ich habe versagt.

Ich habe versagt.

Ich habe versagt, weil keine Pointe kommt, am Ende dieses Textes. Nein, es kommt wirklich keine.

E. K.



## Das Leben als *Timeline*

Als vor drei Jahren und vor zehn Ausgaben von niedrigeren Wesen befohlen wurde, „Das Prinzip der sparsamsten Erklärung“ zu gründen, war eine Sache klar: In lyrischen Zeiten sollte man Kurzprosa schreiben. Unsere Leben sind *Timelines* und unsere *Timelines* sind unser Leben. „Das Prinzip der sparsamsten Erklärung“, das ist Literatur und Essayistik von Schustergesellen, von Studierenden, von Arbeitlosen, von Schleckermarktfrauen, von Lampedusaflüchtlingen, von Politikberatern, von Hartz-IV-Hochhäusern und Konsumforschern, von Unbekannten und Ungehörten über das Leben - in knapper Form zusammengetragen, wie es sich für das Internet gehört. Ich möchte eines ganz klar hervorheben: Wir haben keine Vorgabe gemacht als das Sparsamkeitsprinzip und damit spiegeln die Texte

kurz und prägnant das, was die bewegt, die sie geschrieben haben. Das Alter der Autorinnen und Autoren bewegt sich zwischen dem 15. und dem 80. Lebensjahr, ihre geographische Herkunft reicht von der schwäbischen Provinz bis nach Korea. Das Schönste an dieser bunten Mischung von Debütantinnen und Debütanten ist nicht nur das breite Spektrum an Themen und die Art und Weise, wie an diese herangegangen wird, sondern vor allem der weitere Weg, den die mittlerweile über 50 Autorinnen und Autoren beschreiten, nachdem sie bei uns veröffentlicht wurden.

F. B.



## Die Leerstelle

Ein Abend im Herbst, Winter, Vorfrühling, aber sicherlich kein Sommerabend mag das gewesen sein, der wird mir unvergessen bleiben. Zu viert hatten wir uns im *Poseidon* zusammengefunden, an diesem Abend wurde *Das Prinzip der sparsamsten Erklärung* geschaffen. So unterschiedlich wie wir antraten, haben wir uns unsere Individualität, oder wie es immer wieder zu hören war, den *Punk* bis heute bewahrt. Insgeheim nenne ich es für mich gern, die *Leerstelle*. Und insgeheim sage ich gern, die *Leerstelle* wird Literatur.

Soweit der Gründungsmythos dieses Literaturorgans. Soweit die Tatsache, dass es nun zehn Ausgaben in drei Jahren gibt. Ein schönes Jubiläum. Ein lautes Jubiläum, für das wir viel getrommelt haben.

Aber,

muss für Literatur getrommelt werden, muss die *Leerstelle* laut sein, ein Superlativ - allersparsamst -, um noch gehört zu werden; damit sie nicht als blutleer, schlappschwänzig oder wie auch immer pejorativ behaftet wird? Eine dringliche Frage, hat sich *Das Prinzip der sparsamsten Erklärung* doch der Kurzprosa und Essayistik verschrieben. Wir wollen bevorzugt die jungen, noch unbekanntem Autoren, aber sagen auch bei einem bekannteren Schriftsteller nicht nein. Denn unser Spektrum ist die Gegenwart. Und dieser Tage wird die Gegenwartsliteratur - gemacht, geschrieben, erdichtet oder gar erlebt von jungen, noch unbekanntem Autoren ebenso wie



die bekannterer Schriftsteller - wieder einmal angegriffen.

Der Generalvorwurf: Wozu das alles, welcher Sinn, wieso geht es nicht realistischer, blutiger, voller, fetter, ärmer, sozialer, reicher, religiöser, sexueller, sexistischer, feministischer, politischer, gesellschaftlicher, *relevanter*? Nur eines, eines, darf es nie sein: bürgerlicher. Nicht, dass *Das Prinzip der sparsamsten Erklärung* in Gefahr liefe, bürgerlich zu werden. Dem ist per nicht vorhandener Satzung ebenso wie dank der eigenen Mythen der Riegel vorgeschoben.

Angriffe wie dieser sind nicht neu. Das Lager, aus dem sie stammen, kennt jeder. Aber müssen wir uns wirklich wehren? Denn die Leerstelle bleibt davon unbeeindruckt. Die Leerstelle feiert. Die Leerstelle verfolgt ihren Weg. Der Punk feiert. Der Punk verfolgt seinen Weg. Und so feiern wir die Sinnlosigkeit

eines Unternehmens, das sich ‚Literaturzeitschrift‘ nennt. Online und umsonst erscheinen die Ausgaben, schön dem Zeitgeist verhaftet. Waren wir zu Beginn nur wenige, sind wir nun viele. Der Punk ist kein Singular, der Punk ist ein Plural.

Wir sind viele, und diese Vielen spiegeln wider: Jeder hat seine Lieblinge, andere blieben Stiefkinder - bei vier Gründungsvätern ein unausweichlicher Prozess. Aber jeder einzelne Autorenbeitrag in *Das Prinzip der sparsamsten Erklärung* ist etwas Besonderes. Eigentlich dürfen an dieser Stelle keine Namen genannt werden, ich will es dennoch tun, stellvertretend nur, vor allem aber wider die Blutleere in den Köpfen mancher:

Es vereinen sich Partytexte von Twentysomethingladies geschrieben mit philosophisch versierten Essays. Es stehen kryptische Kurzprosabeiträ-



ge neben genrelastigen Geschichten und mehrteiligen Stories, über die einzelnen Ausgaben verteilt. Experimentelle Literatur aus Frankreich trifft auf talentierte wie hoffnungsvolle Autoren auf dem Weg zum ersten, zweiten oder dritten Buchvertrag. Erdachte Geschichten zu originalen Antiqué-Photographien lösen eine ohnehin diffus gewordene Grenze zwischen Fakt und Fiktion auf. Andere Texte erwecken den Anschein, dass der Mensch im Hintergrund den eigenen Bauchnabel nicht aus dem Blick verlieren durfte. Oder weniger polemisch, *l'écriture de soi*.

Ist es denn wirklich wichtig, wie viel „Blut“, fast möchte ich schreiben „und Boden“, in den Texten der Gegenwartsliteratur steckt? Woher diese vermeintlich neue Sorge um den Gehalt gegenwärtiger Literatur? Wollen wir wirklich zurück in jene finstere Zeit, in der die Literatur - einem Steak gleich - be-

stellt und anschließend serviert wurde; heute blutig, morgen medium, übermorgen gar.

\*

Weiter mit dem Getrommel. Erinnerter Glanzmomente waren: Die Ablehnung einer späteren Stipendiatin der Stadt M., die uns nicht in eine Sinnkrise stürzte etwa. Das Trinkverbot während der Lesetouren durch verschiedene Stadtviertel. Die erste Sitzung für jede neue Ausgabe. Die Sichtung der eingegangenen Texte. Die Freude über gute Prosa, über gute Stories. Die Deadlines, immer wieder gedehnt.

Nicht vergessen werden darf der aus dem Rumänischen übersetzte Schriftsteller, der in seiner Heimat zu den hundert wichtigsten Gegenwartskünstlern zählt. Dort ein bekannter Autor, verlegt in einem renommierten Verlagshaus, hier kennen ihn nur wenige. *Das Prinzip der sparsamsten Er-*



klärung hat diesen Autor mit Ausgabe 9 das erste Mal im deutschsprachigen Raum publiziert. Und da sind wir wieder bei den Bezifferungen, den Benennungen, dem Superlativ. Beim Stigma gegenwärtiger Literatur. Wir dürfen das Wichtigste nicht vergessen: Die Leerstelle zu besetzen. Die Leidenschaft für ein sinnloses Unterfangen. Denn dort allein ist unsere Freiheit.

\*

Für diese Freiheit danke ich den Autoren der letzten zehn Ausgaben, den Veranstaltern aller Lesungen, unseren Lesern, der Stadt München ebenso wie dem Literaturhaus München für die aufkeimende Unterstützung, den Helfern im Hintergrund, unserem neuen Redaktionsmitglied, und nicht zuletzt meinen drei Mitherausgebern, die weit mehr als das sind: meine Freunde. Auf die Leerstelle!

M. M.



## Underground

Eine Frau hat auf dem Markt der unabhängigen Magazine gesagt, dass *Parsimonie* ja wie eine Schülerzeitschrift ist, weil wir sie nur für einen Betrag zur Deckung der Druckkosten verkauft haben. Zuschlagen. Zuhauen. Kaputtmachen. Die Zeitschrift, die hier kostenlos eure Texte im Internet anbietet. Der unbeschränkte Zugang zu Literatur. Die antikapitalistische Underground-Zeitung.

Denke doch nicht so einen Scheiß von uns, du! Wer sich selbst als *Underground* bezeichnet und dann ironisch über sich selbst herzieht, gehört in die Fresse geschlagen! Doch was ist mit dem, der sich als *Underground* bezeichnet, ironisch über sich selbst herzieht und das dann von außen auch noch hochnützig kommentiert? Und in schwurbelige Sätze reinschachtelt? Dumme, kurze

Sätze, Impressionen sozusagen, den Scheiß will ich nicht und dann wo ganz anders aufhören. Was ist jetzt also Parsimonie? Verblödete Schülerzeitung von ein paar mittelmäßigen Schriftstellern, die sich kostenlos als Underground verkaufen?

Es ist aber kein Scheiß, weil wir machen das ja gern und das Wiederholen einer Absatzeinleitung ist schon ziemlich billig. Aber es ist eben kein Scheiß und wir machen es gern und es ist einfach schön mit den Autoren in Kontakt zu bleiben und jede Mail einzeln zu tippen. Außerdem ist es schön, diese Redaktionssitzungen abzuhalten, wo wir auch über anderes Zeug reden und Wein oder Bier trinken. Parsimonie ist also kein Underground-Magazin sondern es lebt einfach vor sich hin



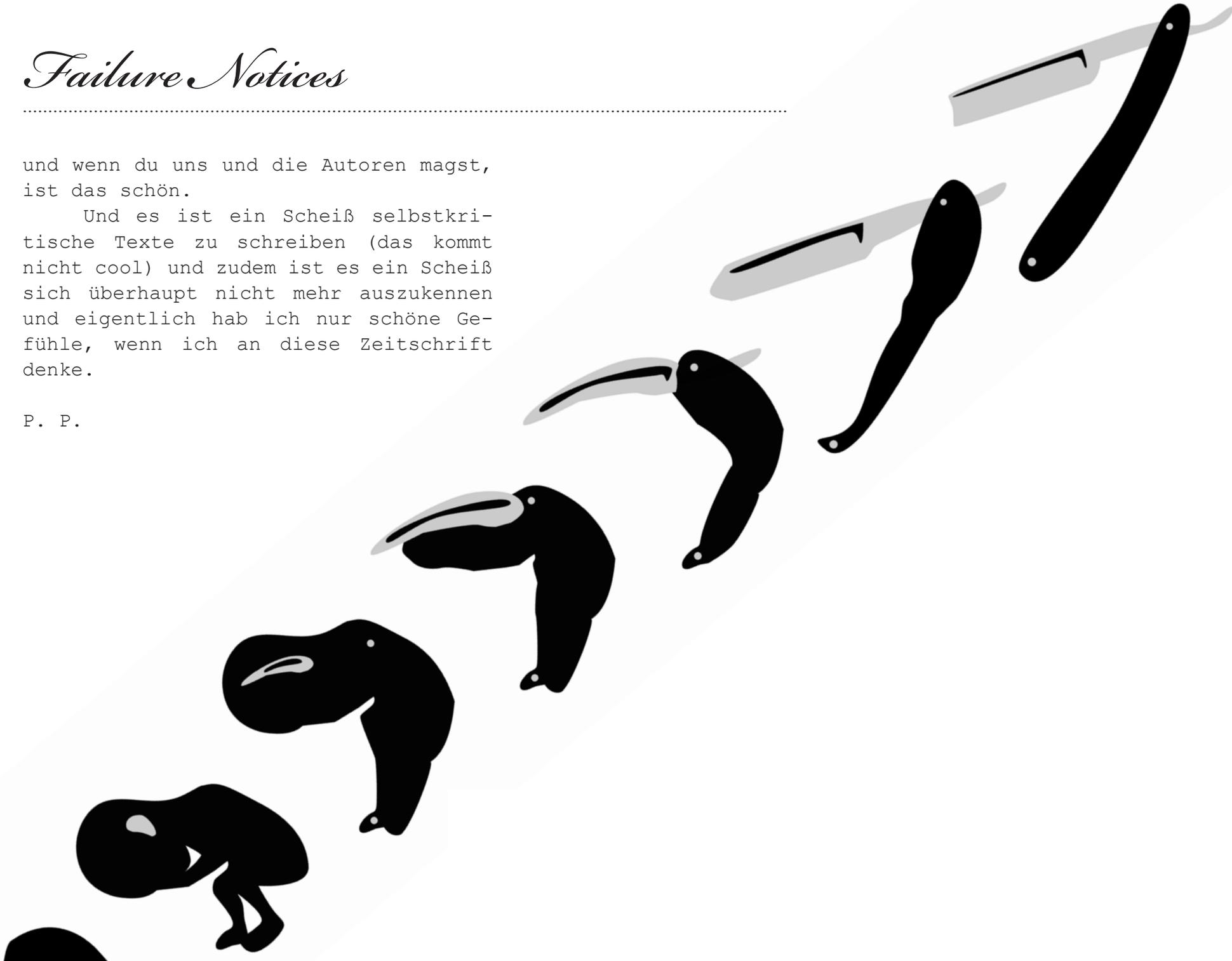
# *Failure Notices*

---

und wenn du uns und die Autoren magst,  
ist das schön.

Und es ist ein Scheiß selbstkritische Texte zu schreiben (das kommt nicht cool) und zudem ist es ein Scheiß sich überhaupt nicht mehr auszukennen und eigentlich hab ich nur schöne Gefühle, wenn ich an diese Zeitschrift denke.

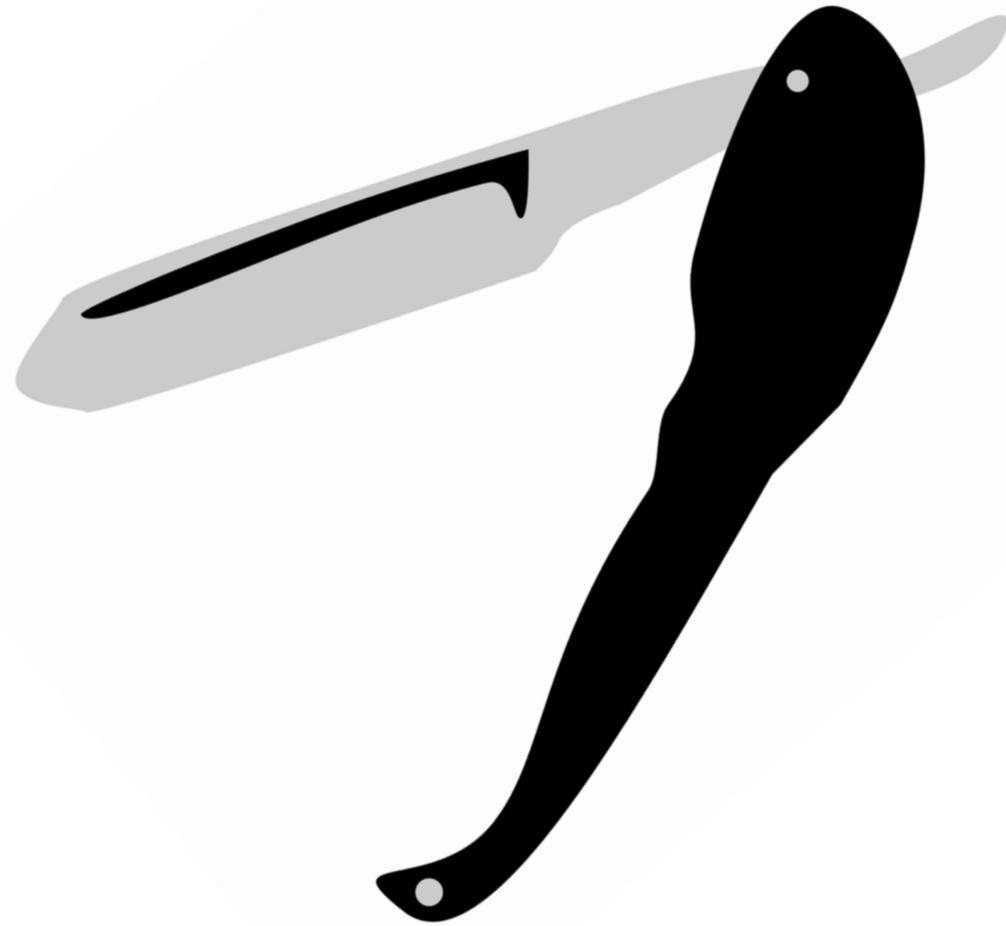
P. P.



## Das Prinzip der sparsamsten Liebeserklärung

heute nacht ist mir unter dem sternenhimmel klar geworden, dass mein weltbild höchstens neben vielen in einer kotzigen galerie für postmoderne collagen hängt. das ist selbstverständlich alles gelogen. was sagt es über mich aus, dass ich am strand ein buch lese und dabei wein aus plastikflaschen trinke? entweder bin ich albern oder hemingway. I drew a line in the sand, but I forgot where. man kann 6,8 kugeln eis hintereinander essen, bevor das übelkeitsgefühl einsetzt, aber die ölpest scheint die adria noch nicht erreicht zu haben. „This is my last night in Rome“.

L. H.



# Inhalt

SEITE 14

---

JONIS HARTMANN // <i>Prosaminiaturen</i> .....	SEITE 15
KATHARINA HÖHENDINGER // <i>In Bewegung bleiben</i> .....	SEITE 17
FELIX J. FUCHS // <i>Die Finsternis, die folgt</i> .....	SEITE 23
WOLFGANG VOGEL // <i>Die Tante aus Amerika</i> .....	SEITE 31
KATJA BOHNET // <i>Fäden im Morgentau</i> .....	SEITE 36
NATALIE WÜBBOLT // <i>Achim, always a pleasure</i> .....	SEITE 42
PHILIPP REISNER // <i>Ein Tag zum Wohlfühlen</i> .....	SEITE 44
MARA PROKOP // <i>20 Komma 9</i> .....	SEITE 52
JOVANA REISINGER // <i>Fluchtästhetik</i> .....	SEITE 56
SOPHIE LIEBAU // <i>Nachtflugkinder</i> .....	SEITE 65
ANDREAS REICHELSDORFER // <i>Vier Texte (zu einem Gefühl)</i> .....	SEITE 70
<b>IMPRESSUM</b> .....	SEITE 77



Jonis Hartmann, Hamburg

## Steuerung Zett

Als die Uhr zwölf schlug, kam die kleine Hassbacke um die Ecke. Sie suchte sich ein Opfer und fand den kleinen Hinnerk, der auf einer Schaukel schaukelte. Dieser schwang sich hoch und sprang dann auf der Gegenseite ab, um mitten in dem Refektorium des Klosterkomplexes aus Sand zu landen, den die kleine Inga seit Stunden mit Spucke und Förmchen konstruierte.

Die kleine Hassbacke sah zu, wie der kalkulierte Sturz Wellen der Vergeltung gegeneinander anrennen ließ und war für einen Augenblick zufrieden.

Wenig später saß sie mir im Nacken, aber ich werde mich nicht beugen. Ich liebe

die ganze Welt, ich liebe jede verdammte Straßenbahn und jeden einzelnen Joghurt. Nein, so einfach lasse ich mich nicht bezwingen. Guten Tag, ich bin eine freundliche Drohne.



## Gänse treten

Mein Taschenrechner hat ausgerechnet, dass ich in 234 Tagen und drei Stunden eingehen werde. Das war gestern.

Heute ist Montag. Ich laufe am Ufer und kicke die Viecher ins Wasser, nur wenn ich auf der einen Seite fertig bin, ziehen sie sich auf der anderen Seite schon wieder hoch.



---

### **Innovativ wie Asche**

An einem grauen Morgen, dessen Jahreszeit unerheblich ist, beging ich zum ersten Mal keinen Fehler. Ich blieb im Bett. Mit den nicht vorhandenen Sonnenstrahlen im Hintergrund, stopfte ich mir langsam die Bettdecke in den Mund. Erst ging es sehr langsam voran, dann irgendwann lief es wie von selber. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon nicht mehr am Leben, sondern Teil der immensen Belegschaft der Zisterne, die sich, angetrieben von jenem mächtigen Wort, in Kreisen um den tiefen Schacht bewegt, um das bisschen Erröten auf den Antlitzen der Sterne zu erzeugen.

### **Manche haben Fledermausgesichter**

Ich stell mich dumm, obwohl ich es besser weiß. Nur um Anschluss zu finden. Bin

ich einmal angeschlossen, brenn ich durch. Es ist ein Teufelskreis, von Mächten geschmiedet, die miteinander paktieren, obwohl sie sich abgrundtief hassen. Nur eines hassen sie noch mehr: meine goldene Uhr. Jemand hat sie mir angelegt, während ich schlief. Sie zeigt nicht die Zeit, sie zeigt die Quellen der Vernunft. Welche versiegen. Nicht aus Raubbau oder Überfischung, sondern weil sie grundsätzlich zur Neige gehen. Ich wünschte, sie versiegten gleich morgen früh. Dann könnte ich das Mädchen aus der Schalabteilung freien, die eine Spur zu hochauflösend für mein System ist. Das wäre mein Plan. Wenn nur die Rettungsanker nicht aus glühendem Eisen sind. Dann müsste ich um eine Spende von der Kampagne zur Rettung Schiffbrüchiger in den Fluren dieser Stadt bitten.



# *In Bewegung bleiben*

SEITE 17

Katharina Höhendinger, London

Unten am Fluss hat mich der Hund angefallen.

Kaum in Augsburg angekommen hatte ich, einer Gewohnheit oder einem Zwang folgend, meine Laufschuhe an die Füße geschnürt und war losgerannt. Raus aus dem Hotel und hinein in die Straßen einer halb unbekanntem Stadt. Stromabwärts dann, mit dem Rauschen des Wassers, dem Rhythmus meiner Schritte, unter einem gipskartonfarbenen Herbsthimmel.

Auf einmal ist mir diese Töle nachgerannt, hat aufgeholt und zugeschnappt, die Zähne ins Fleisch meiner Wade versenkt. Das Frauchen mit Blumenkohlfrisur ist zeternd angewetzt gekommen und hat das überdrehte Vieh an die Leine gelegt.

„Hat er sie gebissen?“, hat sie mich mit spitzer Stimme angekläfft. Der Köter ist bellend um ihre Beine gehüpft

und ich hätte sie gerne ins Gesicht geschlagen. „Sagen sie doch was!“

Ich saß auf dem Badewannenrand und presste ein blütenweißes Hotelhandtuch auf die Wunde. Das Blut saugte sich gemächlich in die feinwollene Struktur. Immerhin hatte ich jetzt eine Ausrede, um nicht zum Geburtstag meiner Oma zu fahren.

„Sorry, du“, könnte ich zu meiner Mutter sagen, „hab nen Hundebiss, kann nicht kommen, tut mir leid! Sorry, und sag' ganz liebe Grüße von mir.“

Es war verlockend, aber ich fühlte mich schäbig beim bloßen Spiel mit dem Gedanken. Meine Mutter legte Wert darauf, dass ich diesmal dabei war.

„Wenn du schon in der Gegend bist“, hatte sie in den Hörer geflötet und sich wahrscheinlich nebenbei die Fin-



gernägel gefeilt. „Lisa kann dich sicher mitnehmen, die hat's ja nicht weit von Friedberg.“

Gewöhnlich mied ich diese Familienzusammenkünfte am Rande der Alpen. Vor nicht ganz einem Jahr war ich das letzte Mal bei einer dieser Feiern gewesen, wo meine Verwandten am Hasenrücken kauten bis die Wampen ihres klebrigen Wohlstands über die Hosenbünde hingen. Dabei gaben sie krakeelend ihre kleinen Geschichten zum Besten, einer den anderen übertönend mit der Nachricht von der toten Sau. Mittendrin hockte meine Oma, nickte mit dem Kopf und hatte Lippenstift an den Zähnen.

Ich hielt mich abseits und die anderen deuteten mein Verhalten als natürlichen Ausdruck des Verlustschmerzes. Manche fassten meine Hand und behielten sie in der ihren. „Geht's dir wieder besser?“,

fragten sie mit sorgsam gekräuselter Stirn.

Dabei bedauerte keiner von ihnen, dass Umut nicht mehr mit am Tisch saß, der linksintellektuelle Orientale, sonderbarer Schreiberling, sie hatten ja nie so recht etwas mit ihm anzufangen gewusst.

Umut war nicht in Deutschland aufgewachsen sondern in Izmir an der türkischen Ägäisküste, wo die Sonne ihre Untergänge nach Caspar David Friedrich-Manier inszeniert. Deutsch hatte er an der Uni gelernt und er benutzte gerne Fremdwörter, ihre Bedeutung war zweitrangig für ihn. So war ich sehr artistisch, wenn ich mir einen Hut aufsetzte, meine Turnschuhe hingegen fand er auf impertinente Weise monströs, aber unsere Nachbarin besaß einen wirklich minimalistischen Chihuahua.



Umut sprach beim Verzehr des Hasenrükens oft von den Artikeln, die er für Zeitungen mit Namen wie „Radikal“ oder „Neue Türkei“ oder „Freie Politik“ verfasst hatte, und piekste dabei mit seiner Gabel in die Luftlöcher bedeutsamer Redepausen. Meine Familie war dann meist irritiert, aber er blieb geduldet, solange er das Wort „EU-Beitritt“ nicht in den Mund nahm.

Diese so genannten Verwandten warfen mir nun mitleidsvolle Blicke zu und streichelten mit süßlichen Worten mein Gemüt.

„Anne, Schätzchen, noch ein Knödelchen?“ Meine Mutter flatterte um den Tisch, die langen, schönen Finger von sich gespreizt wie die Federkränze zu klein geratener Flügel. Gurrend beschwor sie die versammelte Mannschaft, doch um Himmels Willen nochmal zuzugreifen.

Ich vermied es den Kopf zu heben und in ihre vor Wohlsein glänzenden Gesichter

zu blicken. Insgeheim waren sie alle zufrieden und hofften, dass ich mir nun endlich einen bodenständigen Mann suchen würde.

Stattdessen fuhr ich kreuz und quer durch die Republik und fotografierte Krippenfiguren für einen Sammlerkatalog. Auftragsarbeit lag mir nicht, aber ich erledigte sie, Süddeutschland meidend, an seinen Grenzen campierend und dann und wann einen Vorstoß wagend.

Vor ein paar Monaten war ich an den Tegernsee gefahren, um meinen Vater zu besuchen. Wir tranken an einem sommerfarbigen Nachmittag Campari-O auf der Terrasse und blinzelten aufs Wasser. Später trottete ich über dumpf klingende Terrakottaplatten hinter ihm her durchs Haus. Seine Augen glänzten vor Freude und Alkohol als er mir das Dessousfoto präsentierte, das ihm seine neue Freundin geschenkt hatte.



Es hing im Schlafzimmer gegenüber des Bettes.

„Na, was sagst du dazu?“

Es fiel mir schwer, den künstlerischen Wert des Bildes zu beurteilen, die Brüste der neuen Freundin meines Vaters irritierten mich.

„Das hat ne Bekannte von ihr gemacht, die hat hier auch gleich ein Studio. Kannste doch auch mal machen, sowas!“

Mein Vater hatte seine neue Freundin auf einer Partnerseite im Internet kennengelernt.

„Man hat so seine Vorurteile, aber ich bin glücklich jetzt!“

Das war er tatsächlich. Er war richtig feist geworden vor lauter Glückseligkeit.

Mit Umut war mein Vater immer gut ausgekommen, denn sie hatten sich gegenseitig in Ruhe gelassen. Umut war gern mit an den Tegernsee gefahren, dann stundenlang am Wasser gehockt, den schwarzge-

lockten Kopf auf den angezogenen Knien, während ich ihn von der Terrasse aus beobachtet hatte.

„Na, wie läuft's mit euch?“, hatte mein Vater gefragt und die Eiswürfel im Glas klimpern lassen.

„Besser“, hatte ich gesagt und mit dem Kopf genickt, „es geht ihm besser jetzt.“

Der Hundebiss hatte aufgehört zu bluten, und meine Ausrede drohte moralisch obsolet zu werden. Das Vieh hatte nicht fest zugeschnappt, körperlich war ich nicht stark beeinträchtigt, vielleicht eher seelisch, aber das würde meine Mutter kaum gelten lassen. Sie verfügte über ein umfangreiches Repertoire an trivialpsychologischen Gemeinplätzen, Genesung erfährt man am besten im Kreis der Familie, Blut ist dicker als Wasser, wir können über alles reden, das weißt du doch!



Meinen Deutschlandtouren konnte sie nicht viel abgewinnen, diese andauernde Rastlosigkeit, Ziellosigkeit, und überhaupt sei es an der Zeit, endlich mal diese Wohnung in Bonn auszuräumen.

Um diese Wohnung kreiste ich seit einem Jahr in weiten und engen Ellipsen, sie war das Zentrum meiner Peripherie, in der ich mich schlecht oder auch recht eingerichtet hatte. Hin und wieder machte ich einen Abstecher in das verwaiste Apartment, zerrte Kleidungsstücke aus dem Schrank, drehte die Pfeffermühle in der Hand und schaute durch ein verregnetes Fensterviereck auf pastellfarbene Gründerzeitfassaden.

In der Küche waren wir oft gesessen, eine Flasche Rotwein an der Schnittstelle unserer Gesichtskreise, er voller Worte, die ich nicht verstand. Die behaarten Arme auf der Fensterbank und den Kopf in den Händen hatte er über sei-

ne Heimat geredet, über die Freiheit und die Unmöglichkeit, beides in einem Atemzug zu nennen. Umut war hoffnungsloser Idealist gewesen. Selbst auf der Flucht hatte er sich nicht den gesunden Zynismus angeeignet, der Menschen seines Schlags für gewöhnlich am Leben erhielt.

Ich war seit einem Jahr nicht mehr länger als eine Stunde in der Wohnung geblieben. Natürlich nicht, hatte Lisa zu mir gesagt, wäre ja auch viel zu krass. Viel zu krass, dass ich überhaupt noch da hinginge, aber es schmerzte mich nicht dort zu sein, ich spürte einfach nichts.

Vor einem Jahr war ich von einer Konferenz in Berlin zurück in die Wohnung gekommen und im Hausflur war mir die Stille entgegengeschlagen wie ein steifes Laken. Durch die Milchglas-



scheibe hatte ich Umuts Körper von der Wohnzimmerdecke hängen sehen, und als ich dennoch eintrat, spürte ich ein Gefühl von Peinlichkeit in mir aufsteigen.

Seine besockten Füße hingen schlaff an den Beinen und über dem langen Hals neigte sich sein grotesk starres Antlitz. Sein obszöner Tod war ein Stoß vor den Bug, brachte mich ins Schlingern.

Ich hatte mich umgedreht, die Tür zugeknallt und war losgerannt, auf die Straße und durch die Südstadt, hinunter bis zum Rathenauufer und dann am Fluss entlang. Dabei hatte ich geheult vor Wut, dann vor Verlassenheit und dann, weil ich den Sinn nicht spüren konnte. Ich wollte so lange weiter rennen, bis mir die Puste ausging.

Ich stand auf vom Badewannenrand und ließ das Handtuch auf dem Boden liegen. Ich zog meine Laufschuhe aus und hum-

pelte zur Minibar. Mit einer Flasche Bier setzte ich mich aufs Bett. Ich wollte duschen und nochmal nachdenken über die Geburtstagsfeier, meine Oma und meine Ausrede, aber dann kam mir meine Schwester dazwischen, indem sie mich anrief.

„Hallo, hier ist Lisa, du, Mum sagt, du bist in Augsburg. Soll ich dich gleich mitnehmen?“

Ich blieb kurz still und schaute aus dem Fenster auf einen regennassen Kopfsteinpflasternachmittag. Im Hintergrund hörte ich Lisas Tochter Babylaute kreischen.

„Okay“, antwortete ich.

„Gut“, sagte sie, „bis später“, und dann legte sie auf.



# Die Finsternis, die folgt

SEITE 23

Felix J. Fuchs, München

## 15 historische Miniaturen als Fortsetzung

„Sternstunden – ich habe sie so genannt, weil sie leuchtend und unverwandelbar wie Sterne die Nacht der Vergänglichkeit überglänzen.“

(Stefan Zweig, Sternstunden der Menschheit)

Es ist der Mensch nicht menschlicher als wenn er sich gegen die Ungerechtigkeit seines ihm auferlegten Schicksals stellt. Selbst wenn er scheitert. Dies scheint das Credo des Stefan Zweig gewesen zu sein, als er seine historischen Miniaturen unter dem Banner der „Sternstunden der Menschheit“ versammelte: Die weltbewegenden Momente, die ewiglich im Meer des schwarzen Vergessens und der Vergänglichkeit wie Seerosen blühend auf der Oberfläche schwimmen.

Gegen den chronischen Katarrh gleichförmiger, ereignisloser Geschichte setzt er diese Momente als Universalheilmittel menschlicher Größe. Selbst Balboas Hatz der Ureinwohner weiß er so noch etwas abzugewinnen. Kleine und große Tragödien wie Robert Scotts Tod am Südpol oder Wilsons Versagen nach dem Ersten Weltkrieg werden hier zur Sternstunde.

Das Bild ist attraktiv. Es will heilen. Aber Adorno hat Recht, wenn er in Minima Moralia schreibt: „Noch der Baum, der blüht, lügt in dem Augenblick, in welchem man sein Blühen ohne den Schatten des Entsetzens wahrnimmt“. Darum interessieren mich die Größe der Menschen und ihr Versagen im Angesicht der Finsternis, die alle Sternstunden umgibt. Das ist meine Ge-



schichtsschreibung, meine Fiktion als Wirklichkeit. Sie warnt, dass die Finsternis oft der Größe im Windschatten folgt, und zeigt Menschen, die die Geschichte verschlingt.

Als eine Sammlung von 15 historischen Miniaturen in der Tradition von Stefan Zweigs „Sternstunden der Menschheit“, schließt „Die Finsternis, die folgt“ an den Versuch an, die Wirklichkeit zu fiktionalisieren. Allerdings geschieht das nicht wie bei Zweig durch die Heroisierung des Menschen in einem nur scheinbar objektiven Text, sprachlich überstilisierten Text, sondern durch den fiktiven Blick von (namentlich nicht bezeichneten) Nebenfiguren der historischen Handlungen. Chronologisch schließen die Miniaturen an Zweigs Erzählungen an und umspannen das ganze 20. Jahrhundert. Parsimonie veröffentlicht die komplette Reihe ab Ausgabe 10 (Feb. 2013).

### **Skizze der Miniaturen**

1. „Der Anfang vom Ende“, Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz, 23.03.1933
2. „Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu“, Der Tag vor der Reichspogromnacht, 8.11.1938
3. „Zerstörer der Welten“, Truman, Stalin und die Bombe, 26.07.1945
4. „Das gelobte Land“, Der erste Arabische Krieg, 30.11.1947
5. „Der Vorhang fällt“, Conrad Schumann und der Mauerbau, 15.08.1961
6. „Zapruder“, Lyndon B. Johnson und die Ermordung Kennedys, 22.11.1963
7. „Das Ende der Unschuld“, Die Ermordung von Benno Ohnesorg, 02.06.1967
8. „Schuld ohne Sühne“, Der Kniefall Willy Brandts in Warschau, 07.12.1970
9. „Der Mann, der niemals lebte“, Wie Stanislav Petrov still und leise die Welt rettete, 26.09.1983
10. „Blaue Augen“, Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, 24.04.1986



11. „Der Fahrer ohne Befehl“, Mbaye Diagne und der Genozid in Ruanda, 31.05.1994

12. „Die Achse des Bösen“, Colin Powell belügt die UN-Vollversammlung, 05.02.2003

13. „Eine Leiche auf hoher See“, Die Kommandoaktion und der Tod Osama bin Ladens, 02.05.2011

14. „Der Tod des Gemüseverkäufers“, Der Beginn des Arabischen Frühlings und der Tod von Mohamed Bouazizi, 17.12.2010

15. „Vogelfrei“, Edward Snowdens Flucht, 20.05.2013

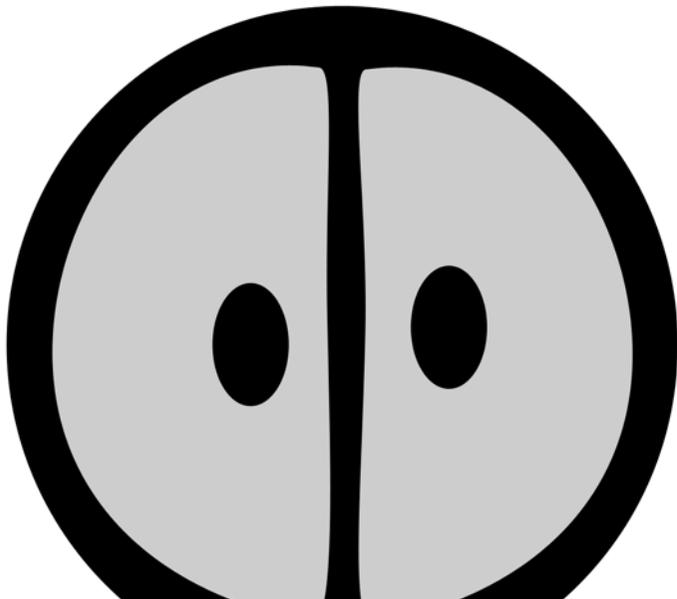
**Epilog:** „Le Petit Prince“

## **Die Finsternis, die folgt: Miniatur 1**

### **Der Anfang vom Ende**

#### **Abstimmung über das letzte Ermächtigungsgesetz, 23. März 1933**

Als einer der ersten SPD-Abgeordneten schleiche ich mich durchs Foyer in den provisorischen Parlamentssaal der Krolloper. Der Frühling liegt scheit's noch auf Eis, man trägt noch Mantel, Hut und Schal. Einige Genossen tragen wie ich Arbeiterjacken und -hüte, damit wir uns von den Anzugträgern des Zentrums und den, meist uniformierten, Nazis abheben. Eine Uniform hat in meinen Augen in keinem Parlament dieser Welt etwas zu suchen. Misstrauisch beäugen uns die Schlägertrupps, die sich auch hier zur Einschüchterung eingefunden haben. Draußen Maschinengewehrposten, drinnen bewaffnete SA-Schergen in langen Rei-



hen. Mir schaudert es ob dieses übertriebenen Säbelgerassels und solch zur Schau gestellter faschistischer Gewaltästhetik. „Was die hier wollen weiß ich auch nicht, wir werden eh nichts mehr ändern können“, höre ich einen der Genossen sagen, während wir unsere Plätze einnehmen. Zustimmendes Murren um ihn herum. Mir wird etwas mulmig, weil er eigentlich Recht hat. Ich schaue mich um, mein Unbehagen nimmt zu. Viele der 120 Sitze scheinen leerzubleiben. Die anderen haben Angst, sage ich mir, oder sind schon geflohen. Aus Furcht vor dem, was Andersdenkenden nun droht: Ermordung und Inhaftierung, wie im Fall der Abgeordneten der KPD. Alle weg. „Uns macht man auch bald weg“, meint Carl neben mir. Einige sind es schon, auf dem Platz neben mir sitzt sonst Robert, aber ich weiß er kommt nicht mehr. Schumacher hatte meiner Fraktion gestern noch ins Gewissen geredet, hat die, die noch da

sind, überzeugt zu kommen. Auch mich. Meine Frau wollte nicht, dass ich heute komme. Nervös drehe ich meine Gatsby Cap in meinen Händen und blicke zu den Stoffbannern, welche die heiteren Deckenverzierungen verbergen. Vor ein paar Jahren war ich hier noch mit meiner Frau in irgendeiner Operette gesessen. Den Hut hatte sie mir damals gerade aus England mitgebracht von ihrem Onkel, der dort für Siemens unterwegs war. Jetzt tagt hier der Reichstag. Auch die Hakenkreuzflagge hinter dem Podium ist neu. Der weiche, etwas abgewetzte Stoff meiner Arbeitermütze ist nun das einzig beruhigend-vertraute hier.

Hinter mir höre ich einiges an Aufhebens und drehe mich um. Otto Wels hat soeben den Saal betreten. Die Nervosität sieht man ihm nicht an, finde ich, obwohl er sich der Tragweite des heutigen Tages und seiner Rede bewusst



sein muss. Wie ich mich wohl fühlen würde, wenn ich heute vor der Abstimmung reden müsste? Der Klumpen in meiner Magengrube wird noch ein bisschen härter. Das Ganze hat immer mehr von einer Prüfung, von der man weiß, dass man nicht ausreichend vorbereitet ist. Schlimmer noch, es erinnert mich an den Tag meines Staatsexamens: eine Prüfung, auf die man sich vorbereitet hat, von der man aber weiß, dass es ab dem Augenblick wenn man den Prüfungsraum betritt, nicht länger mehr nur in der eigenen Hand liegt. Man kann spüren, dass heute der Mensch hier wie ein Papierschiffchen im Strom der Geschichte treibt. Das kalte Gefühl lässt mich nicht mehr los, das Grausen auf dem Weg zum Schafott. Dann beginnt die Sitzung.

Meine Gedanken sind unstedt, immer wieder schweife ich ab und frage mich allmählich, ob ich nicht doch etwas hätte

essen sollen. Mir ist etwas schwindelig. Carl neben mir zupft mich am Ärmel als Otto Wels ans Rednerpult tritt. Ich halte die Luft an und spüre einen Schauer über meinen Rücken jagen. Die letzte Rede schon für heute, wo bin ich bloß mit meinen Gedanken. Ich stimme in den Applaus der Genossen ein. Er bricht abrupt ab.

„Meine Damen und Herren!“ Wie alle Sozialdemokraten hänge auch ich an Ottos Lippen. Wie in Trance, wie in meinem Staatsexamen, ich kann mich, kaum sind sie gesagt, an viele Worte schon nicht mehr erinnern, ringe immer noch mit meiner Konzentration die wie ein kleines Schiff auf den Wellen meiner Nervosität reitet. Was sagt er von Besiegten und Siegern? Reparationszahlungen, was will er denn jetzt mit denen? Ich schüttele meinen Kopf und reibe mir die Schläfen. Wenn nur nicht das Blut in meinem Schädel so pochen



würde. Wels setzt erneut an: „Das Wort des Herrn Reichskanzlers erinnert uns aber auch an ein anderes, das am 23. Juli 1919 in der Nationalversammlung gesprochen wurde. Da wurde gesagt: ‚Wir sind wehrlos, wehrlos ist aber nicht ehrlos.‘“ Um mich Zurufe und Beipflichtungen von der SPD. Ich kann schon verstehen, dass Wels dem Carl zu national ist, mir war er auch nie geheuer, aber immerhin, er ist ein Genosse, spricht gegen diesen Wahnsinn. „Gewiß, die Gegner wollen uns an die Ehre, daran ist kein Zweifel. Aber daß dieser Versuch der Ehrabschneidung einmal auf die Urheber selbst zurückfallen wird, da es nicht unsere Ehre ist, die bei dieser Welttragödie zugrunde geht, das ist unser Glaube bis zum letzten Atemzug.“

Wieder Applaus, diesmal klatsche ich mit.

„Aus einem Gewaltfrieden kommt kein Segen; im Inneren erst recht nicht! Eine wirkliche Volksgemeinschaft läßt sich

auf ihn nicht gründen. Ihre erste Voraussetzung ist gleiches Recht. Mag sich die Regierung gegen rohe Ausschreitungen der Polemik schützen, mag Sie Aufforderungen zu Gewalttaten und Gewalttaten selbst mit Strenge verhindern. Das mag geschehen, wenn es nach allen Seiten gleichmäßig und unparteiisch geschieht, und wenn man es unterläßt, besiegte Gegner zu behandeln, als seien sie vogelfrei.“ Sehr wahr, rufen ich und andere. Erst jetzt werde ich der Buhrufe aus den braunen Reihen gewahr. Mein kurzer Anflug von Euphorie verpufft und ich folge der Rede stumm. Als Wels die Erfolge der Sozialdemokratie hervorzuheben beginnt, wird mir mit aller Macht bewusst, dass das hier nur das Ende sein kann. Letzte Bestandsaufnahme, danach folgt die Finsternis.

„Kein Ermächtigungsgesetz gibt Ihnen die Macht, Ideen, die ewig und unzerstörbar sind, zu vernichten“, ruft er



und dann: „Das Sozialistengesetz hat die Sozialdemokratie nicht vernichtet. Auch aus neuen Verfolgungen kann die deutsche Sozialdemokratie neue Kraft schöpfen. Wir grüßen die Verfolgten und Bedrängten. Wir grüßen unsere Freunde im Reich. Ihre Standhaftigkeit und Treue verdienen Bewunderung. Ihr Bekennermut, ihre ungebrochene Zuversicht ...“ Lacher aus den Reihen der Faschisten unterbrechen Wels. Ich spüre wie mir die Farbe aus dem Gesicht weicht. Die Buhrufe, den Hohn, damit hatte ich gerechnet. Aber bei dem eisigen Gelächter, das von den Wänden scheppert, wird mir klar, wie wichtig und zugleich unbedeutend unsere Nein-Stimmen heute sein werden. „...verbürgen eine hellere Zukunft.“ Das war es, Ende der Rede, Ende von was? Bravorufe von den Genossen. Dann tritt der ‚Reichskanzler‘ selbst in seinem Uniform-Kostüm ans Pult auf der Bühne, ganz in braun. Mein Gott, wir sind in einer

Oper und diese Farce findet da tatsächlich auf einer Bühne statt! Bunte Punkte tanzen mir vor den Augen. Ich bitte Carl mich hinauszulassen. Mir ist jetzt richtig schlecht und ich fühle mich kaltschweißig. Außerdem will ich mir das nicht anhören müssen.

In der Toilette schaffe ich es noch gerade so bis zu einer der Kabinen und übergebe mich. Eigentlich ist es eher ein herzhaftes Würgen, substanzlos, ich habe ja gar nichts gefrühstückt. Auf dem Boden sitzend, verharre ich noch einen Augenblick an die Holzwand gelehnt in der Kabine. Mit meinem Stofftaschentuch wische ich mir über das Gesicht und den Speichel aus den Mundwinkeln. Ich atme einmal tief ein und aus, dann stehe ich auf und gehe mit etwas weichen Knien zum Waschbecken. Den Mann im Spiegel erkenne ich kaum, fahle Haut, eingesunkene Augen.



Meine Frau hat sicher Recht, dass ich nicht genug esse in letzter Zeit. Ich spritze mir ein wenig kaltes Wasser ins Gesicht und wische mir noch einmal mit meinem Tuch darüber. Einmal tief ein-, tief ausatmen, dann gehe ich zurück zum Saal. Ich bleibe noch etwas vor der Türe stehen bis ich am Gejohle erkennen kann, dass die Rede vorbei ist. Meine letzte Abstimmung, denke ich, mein letztes Mal Nein! zum Faschismus.

Ich denke wieder an meine Frau und eine fast vergessene Erinnerung befällt mich. Vor knapp neun Jahren da waren wir vor dem gemeinsamen Abend in der frisch renovierten Krolloper noch beim Henckel-Rennen gewesen, mit meiner Tante, die für ihre Leidenschaft, den Pferdesport, eine Karriere als Ballerina im Gärtnerplatztheater aufgegeben hatte und nach Berlin gezogen war. Sie wollte mir Rat schläge geben, welches Pferd das Rennen macht. Aber ich habe selbst gesetzt und

das flauere Gefühl genossen, das man immer kriegt, wenn man vor der Zielgeraden merkt, dass man nicht auf den Gewinner gesetzt hat. „Siehste!“, hatte sie höhnisch gerufen, so dass ihr fast der Hut mit den Papier-Blumen vom Kopf gefallen wäre. Aber ich erwiderte bloß: „Lieber auf das Verlierer-Pferd setzen aus Überzeugung als auf den schäbigsten Gewinner, nur weil's alle tun.“

Nun wartet meine Frau bei eben dieser Tante, denn zuhause ist es nicht mehr sicher. Sie sitzt jetzt auf gepackten Koffern in Berlin-Grünwald und wartet darauf, dass ich nachher zu ihr komme. Unsere Freunde in Prag wissen schon Bescheid, dass wir kommen. „Ein letztes Mal Nein!“, sage ich, diesmal laut. Dann öffne ich die Türe und schreite so aufrecht ich kann in den Saal.



# *Die Tante aus Amerika*

SEITE 31

Wolfgang Vogel, Jena

## *– Because I don't know her*

Das ist sie also: Die Tante aus Amerika. Genau genommen ist sie nicht aus Amerika, sondern man sollte sie besser als die Tante in Amerika bezeichnen. (Irgendwann Anfang des letzten Jahrhunderts emigrierte sie irgendwohin in die Vereinigten Staaten.) Noch genauer genommen ist sie auch keine Tante. Sie ist sicherlich von irgendjemandem eine Tante, aber sie war nie eine Tante von uns und auch von den nächsten Verwandten in meinem Familienstammbaum, den es zu erstellen gilt, war sie keine Tante. Aber es wurde immer von der Tante aus Amerika gesprochen. Das ging sogar so weit, dass ihr heute kein Name zugewiesen werden kann. Die genauen Verwandtschaftsverhältnisse sind nicht mehr besonders gut nachzuvollziehen, jedoch könnte es sein, dass sie eine Schwester

oder Cousine der Schwägerin der Großmutter war, aber sicher ist sich der Autor hierbei keineswegs.

Sicher ist hingegen, dass sie als gebürtige Niederbayerin, genauer Hallertauerin, eben irgendwann nach Amerika abgehauen war und dort einen Mann namens Rudolph gefunden hatte. Der Name des Mannes ist bekannt, weil in krakeliger Sütterlinschrift auf manchen Fotografien die Namen der Abgebildeten zu lesen sind, vor allem die Namen der Söhne mit genauer Angabe der Altersjahre und -monate. So auf der ersten Abbildung aus dem Oktober 1933, auf der Rudi – später mit Ypsilon geschrieben – fünf Jahre und acht Monate alt ist, während Ferdi vier Jahre und ebenso acht Monate zählt.



In Sachen Hosen gehen beide mit dem Zeitgeist und auch die aus den Pull-overn ragenden Kragen zeugen von der modischen Kompetenz der Mutter. In der Mitte der beiden Söhne ist die Tante aus Amerika zu sehen, welche nicht nur eine Pelzstola trägt, sondern augenscheinlich auch ihre Unterarme und die Nieren damit zu wärmen scheint. Der Hut über dem ernst dreinblickenden Gesicht, die Tasche vor der Körpermitte und die den Mantel zusammenhaltende Brosche zeugen weiterhin von einem distinguierten Lebensstil, den sie gegenüber der in der Hallertau zurückgelassenen Verwandtschaft ausdrücken will.

Das Konvolut zur Tante aus Amerika umfasst 32 Fotografien aus der Zeit zwischen 1929 und 1958. Nicht alle Abbildungen sind auf der Rückseite mit den Namen der Abgebildeten und der Zeit versehen, sodass sie nur mühsam chronologisiert und



**Abb. 1:** Die Tante aus Amerika mit Rudy und Ferdy



geordnet werden können. So blicken wir hier nur ausgewählt und ausschnittartig in das fremde Leben, wie etwa in den Oktober 1950, als sie sich mit Flinte vor einer den Niederbayern völlig unbekanntem Blockhütte in Szene setzt. Lachend zielt sie unbeholfen ins Leere und auf der rechten Hälfte des Bildes sind die deutlich herangewachsenen Jungs am Abhang sitzend zu sehen.

Es handelt sich hier um eine Urlaubsfotografie, worüber erneut die Rückseite Auskunft gibt. Und wieder ist der Herr des Hauses nicht im Bild – irgendjemand muss ja die Fotos geschossen haben. Er ist nicht etwa der Onkel aus Amerika, sondern sein Name wurde in Erzählungen nie erwähnt. Höchstens war einmal die Rede von dem Ami, aber mehr wusste man nicht oder es war einfach egal. Näheres über den Onkel aus Amerika erfährt man



**Abb. 2:** Die Tante aus Amerika im Urlaub an einer Blockhütte mit Flinte nebst ihrer Söhne

nur auf diesem einen Foto, das das Ehepaar in ihren späten Jahren zeigt. Die Tante aus Amerika scheint sich zwar die graziösen Beine erhalten zu haben – der Rest des Körpers ist jedoch gealtert und die schneeweißen Haare zeugen von viel Erlebtem. Ihr





**Abb. 3:** Die gealterte Tante aus Amerika mit Rudolph und sehr weichem Hund

Blick wirkt zufrieden und es scheint alles auf eine glückliche Vergangenheit hinzuweisen. Rudolph schien schon immer ein wenig kleiner als sie gewesen zu sein und er versteckt das Gesicht unter der Hutkrempe. Auf der Rückseite steht:

„Der Hund gehört meinem Rudolph. Er kann Pfötchen und hilft beim Aufpassen.“ Ein offensichtlich freundliches Tier, dem Rudolph nicht nur durch das Streicheln, sondern auch durch seine leicht dem Hund zugewandte Haltung hohe Aufmerksamkeit schenkt. Kein Wort hingegen zu dem blonden Kind, das am rechten Bildrand angeschnitten ist; ebenso wenig zu dem großen Topf, der neben der Tante aus Amerika an der Scheune hängt. Eine Datierung fehlt leider.

Generell muss noch ein Blick auf die verschiedenen Fotosettings geworfen werden: Während die erste Abbildung ein vorstädtisches Szenario auf dem Sidewalk suggeriert und die Kleidung und Inszenierung des Bildpersonals ihr Übriges beiträgt, zeugt die zweite Aufnahme von einem Urlaub in den Bergen in einer Blockhütte. Die Flinte



und die erneut recht modische Kleidung der Tante aus Amerika erzeugen das Bild einer finanziell potenten Familie, die es sich gut gehen lässt. Die dritte Fotografie malt eher ein kleinbäuerliches Bild von einfachen Leuten, die jedoch zufrieden aussehen und in sich ruhen. Der weiche und dicke Hund unterstreicht diesen wohligen Eindruck.

Wer war sie also, die Tante aus Amerika? Der Autor weiß es nicht. Vielleicht muss ich mich der Unentschlossenheit meiner niederbayrischen Anverwandten anschließen: Auch sie waren sich schon nicht sicher, wie sie sie ob der unterschiedlichsten Selbstdarstellung einschätzen sollten. Irgendwie finde ich die Tante aus Amerika aber doch ziemlich gut und hätte sie gerne mal gesprochen. Vor allem nachfolgendes Foto, das sie bei Ihrer Ankunft in Amerika zeigt, gefällt mir besonders gut:



**Abb. 3:** Die Tante aus Amerika das erste Mal in Amerika



# Fäden im Morgentau

---

Katja Bohnet, Hadamar

Irgendwann muss jeder seinem Schöpfer gegenüber treten. Ich dachte immer, das wäre ein Witz.

Der Salzrand der unzähligen Margaritas hat sich auf meiner Zunge abgelagert. Ich schmatze, schlucke, der Eindruck bleibt. Morgens hat man immer zu wenig Spucke. Ich mache Halt in meinem Hirn. San Francisco, California, USA. Wir sind gestern angekommen. Getrampt, irgendein Trucker hat uns mitgenommen. Wir haben nicht mehr viel dabei. Unsere Rucksäcke haben sich in den vergangenen Wochen geleert. Irgendwann hatten wir kein Geld mehr, sie aufzufüllen. Meine Jeans ist steif vom Dreck. Mein Hemd fleckig. Ich rieche an dem Stoff. Alkohol, Schweiß und ich. Das bin ich, mein Hemd, mein Geruch. Und das reicht, um

mich wieder ins Hier und Jetzt zu holen. Ich schlage die Augen auf: Park, Grünanlage, Baum. Sonne in staubigen Streifen wie Lichtstraßen zwischen den Blättern. Mein Rucksack ist noch da, unter meinem Kopf. Fucking unbequem. Jetzt tun mir die Schultern weh. Mein Rücken, mein Arsch, meine Waden sind feucht. Der Morgentau hat sich durch die Fäden geschlichen. Ich stehe auf, sehe mich um.

Conny. Warum er auf diesen Mädchenamen hört, verstehe ich bis heute nicht. Irgendwann gewöhnt man sich wohl an alles. Er schläft noch. Ich schubse ihn mit dem Fuß. Aber Conrad Meyer dreht sich einfach noch mal um. Ein Lichtstrahl fällt direkt in mein Auge, blendet mich. Da stehe ich in dieser Scheißstadt, in diesem scheiß



Park und habe trotzdem keine Ahnung, wo ich eigentlich bin.

„Ausweise?“

Conny und ich legen unsere Reisepässe auf den Tresen. Der Typ besteht darauf, die Passnummern selbst zu notieren. Als hätte ihn die Arbeit in einem Hostel von Natur aus skeptisch gemacht. Wir schweigen, sehen zu, wie er unter dem Vorhang seiner fettigen Haare Zahlen in das System hackt. Heute braucht keiner mehr einen Stift. Der Tresen: Holz. Hinter dem Typen an der Wand: Holz. An der Decke: Holz. Hässlicher geht es nicht. Wir übernachten nur in den billigsten Absteigen.

Er gibt uns einen Schlüssel. „Dritter Stock, Nr. 356, links den Gang runter.“

Er schaut nicht mal auf.

Wir gehen die Treppen hoch. Amerikaner stehen auf Teppichböden. Einer bunter gemustert als der andere. Ich habe tat-

sächlich Albträume, in denen ich von den schrillen Ornamenten blind werde. Ich schreie dann und irre orientierungslos mit ausgestreckten Händen umher. Irgendwann falle ich, werde von bunten Polyesterfäden vergewaltigt. Nach dem Teppich zu urteilen, könnten wir in einem Casino sein. In Las Vegas sieht's auf dem Boden auch nicht anders aus. Aber der Rest um uns herum ist San Francisco: Dreck, Armut, Arbeitslosigkeit vor einer hübschen Kullisse. Das Wetter ist toll. Man merkt hier drinnen nur nichts mehr davon. Auf dem Weg nach oben zähle ich zwei Fenster. Beide sind mit Sperrholzplatten zugenanagelt. Im zweiten Stock gibt es nur noch zwei Lampen im Flur, im dritten Stock nur noch eine. Ich bin froh, dass wir nicht im vierten wohnen. Nachdem wir uns ein Mal verlaufen haben, stehen wir vor drei-fünf-sechs. Den Schlüssel brauchen wir nicht, die



Tür ist offen. Wir gehen rein. Conny stellt seinen Rucksack ab, wir sehen uns um.

Das Fester: vergittert. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Schrank. Die Matratze: durchgelegen, abgewichst. Ich zähle sechs große Flecken. Zwei davon sind definitiv Blut. Menstruation oder was anderes? Die anderen sehen aus wie Pisse, riechen auch so. An der Wand irgendein Schleim. Aus Mund oder Nase, das ist schwer zu sagen. Conny beugt sich runter, betrachtet die Matratze genau. Ich weiß, dass er nach Wanzen sucht. Hatten wir alles schon. Auf der gewellten Oberfläche bleibt es ruhig. Hat nichts zu bedeuten, aber es besänftigt uns ein wenig. Wir rollen unsere Schlafsäcke aus. „Ich muss mal.“

Conny nickt, setzt sich auf das Bett, vorsichtig, als fürchte er, hinterrücks von einer Wanzen-Hundertschaft überwältigt zu werden.

Ich gehe raus auf den Gang, muss meine Augen erst wieder an das Nicht-Licht gewöhnen. Adjust. In meinem Kopf spielt ein Lied. „Ooh la la la it's the way that we rock when we're doing our thing ...“ Lauryn Hill nimmt mich an die Hand. Zieht mich zur Toilette. Wenn sie mich nicht führen würde, fände ich das beschissene Loch erst gar nicht. Wir lassen die letzte Glühbirne hinter uns, wandeln ins Dunkel, der Teppich schluckt unsere Schritte. Lauryn ist eine Katze. Ich wünschte, sie wäre real.

„Your money!“ Die Stimme ist heiser, männlich. Der Typ dazu stinkt noch mehr als ich. In seiner Hand ist ein Messer. Das Rumgefuchtel macht mich nervös. Wenn das Messer nicht wäre, sähe man rein gar nichts. Der Stahl blinkt hier und da, fängt das bisschen Licht ein, das sich hier im Flur



noch aufhält. Würde ich nicht gerade bedroht, könnte ich es vielleicht sogar schön finden. Lauryn hat mich einfach losgelassen.

Ich sage, dass ich nichts habe. Das stimmt. Mein Geldbeutel liegt bei Conny auf dem Bett. Das, was ich noch an Kohle besitze, ist keinen Überfall wert. Ein komplexer Zusammenhang in dieser heiklen Situation. Der Typ sagt was von „Travellers Cheques“ und noch mal „money“. Ich merke, wie Adrenalin mich überschwemmt. Wie Angst meine Beine aufweicht. Ich stottere noch etwas, was, weiß ich nicht genau, dann kommt etwas Dunkles auf mich zu. Schwarz im Dunkelgrau. Es frisst sich in meinen Bauch, mir wird ganz warm, ich gehe auf die Knie. Jemand stöhnt. Das muss ich sein, weil die dunkle Masse weg ist, die heisere Stimme auch. Ich bin allein. Und weil ich Angst habe zu verbluten - denn das ist es wohl: Blut, das aus meiner Seite rausläuft - rapple

ich mich auf, stütze mich an der Wand ab und stolpere weiter. Ich will mich in Sicherheit bringen. In mir läuft ein Notstromaggregat. Ich drücke eine Klinke runter: nichts. Ich schleppe mich weiter an der Wand entlang, presse meine Hand auf das Warme, Feuchte. Hinterlasse wahrscheinlich eine Spur aus verwischten, roten Klecksen. Wie Madonna in *Take a Bow*, Juliette Binoche in *Drei Farben: Blau* - mein Leben verkommt zum Zitat. An der nächsten Tür habe ich Glück.

Am Tisch sitzt ein Mann. Ziemlich alt, weißer Vollbart, helles Hemd. Er kommt mir bekannt vor. *Das Leben ist ungerrecht*, denke ich. *Warum hat der einen Tisch und wir nicht?*

„Hallo“, sagt er. Schaut auf seinen Bildschirm. Irgendetwas flackert in seinem Gesicht.

„Äh, Entschuldigung. Können Sie mir helfen?“

Er schaut wieder auf.



Ich kenne den Mann. In meinem müden Verstand sind alle Alarmlampen an.

„Einen Moment“, murmelt er.

Hoffentlich habe ich den noch, denke ich und warte.

Dann erhebt er sich, winkt mich zu sich.

Achselzuckend bemerkt er: „Die Situation in Mali macht mir Sorgen.“

Ich denke: *Was?!* und sage: „Ja, mir auch.“

Dann kommt er auf mich zu, nimmt meine Hand von der Wunde und verzieht das Gesicht. Weil mir schlecht ist, setze ich mich sicherheitshalber auf den Boden. Einen kurzen Filmriss später kommt er mit ein paar weißen Tüchern zurück. Dann liege ich auf seinem Bett, um meinen Bauch habe ich einen Verband, kein Leck mehr. Mir ist kalt.

Er sitzt schon wieder an seinem Bildschirm. „Dieser Ahmadinejad“, besorgt schüttelt er den Kopf. „Die Rezession.“ Und da endlich. „Sind Sie Gott?“

Leicht abwesend nickt er.

„Was machen Sie hier in diesem runtergekommenen Loch?“

Er sieht mich an, traurig, enttäuscht.

„Die Rezession hat auch das Elysium erreicht.“

Seine Hoffnungslosigkeit macht mir Angst. „Lieber Gott. Bitte hilf mir!“ Mir ist plötzlich so jämmerlich zumute. Es ist mir fast peinlich.

„Du kannst mich Dave nennen. Gott ist so ... steif.“

Ich nicke müde. Dann fange ich an, zu begreifen. „Muss ich jetzt sterben?“

Gott - Dave, fuckin' whatever - zuckt mit den Schultern. Er scheint sich noch mit sich selbst uneinig zu sein.

„Die Situation in Mali macht mir Sorgen.“ Dave hat es nicht leicht. All diese bewaffneten Konflikte.

Mir geht es gerade auch nicht gut. Aber was bedeutet schon mein Leben im Vergleich zu Mali? Ich denke an die



Geschichte mit dem bösen Sohn, dann an die mit dem entlaufenen Schaf. Hätte ich in Religion mal besser aufgepasst. Denn leben, das würde ich schon gern. Dave - es fällt mir immer noch schwer, ihn so zu nennen - breitet die Hände aus. Ich erkenne den Klassiker mit den weiten Ärmeln. Oder war das sein Sohn? Er sieht mich an, erst ernst, dann nickt er, lächelt.

Ich habe keine Ahnung, warum, aber es wird mir plötzlich warm.

Conny grinst mich an. „Na?!“

Ich habe Krankenhäuser schon immer gehasst. Aber ich stinke nicht, ich friere nicht, und das lässt mich besser über die weiße Bettdecke, die mintgrünen Wände und den Sagrotan-Geruch denken. Es ist ne Wanzen-freie-Zone.

Und Conny strahlt, als hätte ich ihm was ganz Tolles geschenkt. „Und ich dachte schon, du hast nicht mehr alle Tassen

im Schrank. Kein Wunder nach all den Margaritas. Du hast immer Dave zu mir gesagt.“

„Ich dachte, du wärst Gott.“

„Denk ich auch manchmal.“

„Wusstest du, dass Gott in unserem Scheiß-Hostel wohnt?“

„Nee, echt?“

„Aber er hat einen Tisch. ... und einen Stuhl.“

„Verdammte Zweiklassen-Gesellschaft!“ Ich ziehe mir die Nadel aus der Armbeuge, freue mich über den Anblick der roten Tropfen und beschließe, bei Gelegenheit die alten Platten wieder rauszuholen.



# *Achim, always a pleasure*

---

SEITE 42

Natalie Wübbolt, München

Es war so, dass ich schon wieder zu lange auf den welligen Duschvorhang gestarrt und deshalb eine minimale Psychose entwickelt hatte. Nämlich einen Truthahn. Er saß dann plötzlich dort, in der Wanne, während ich nicht weiter pinkelte, aus nervöser Höflichkeit. Eine Weile passierte sonst nichts. Irgendwann wurde die Stille aber eindeutig unangenehm. Also nickte ich ihm zu, legte das schon bereitgehaltene Stück Klopapier vorsichtig auf den Boden und erhob langsam meine leeren Hände. Seine schwarzen Augen blieben ausdruckslos, nur der rote Lappen unter seinem Schnabel schwang leicht im Wind, der kalt durchs Kippfenster wehte.

„Wo ist das Rebhuhn?“, fragte er schließlich mit eindringlicher Stimme. Ich hatte keine Ahnung, worauf er hinaus

wollte, aber deutete instinktiv aus dem Fenster. Er legte den Kopf schief. Ich schluckte: „Wirklich, ich schwöre!“ „Aha“, fügte er skeptisch hinzu und schaute blinzeln über den Wannenrand auf ein dunkles Schamhaar am Boden, „und wo ist deine Seele?“ Wieder hatte ich keine Antwort, also nuschelte ich schnell: „Geht dich nichts an.“ Der Truthahn schnalzte abschätzig und rieb sich selbstgerecht langsam am neuen Peeling-Schwamm. Dann, ohne Vorwarnung, plusterte er sich in die Höhe, machte einen Kamikaze ins Waschbecken und schrie: „Raus mit der Sprache! Raus mit der Sprache! Wo ist das Rebhuhn? Wo ist deine Seele?“

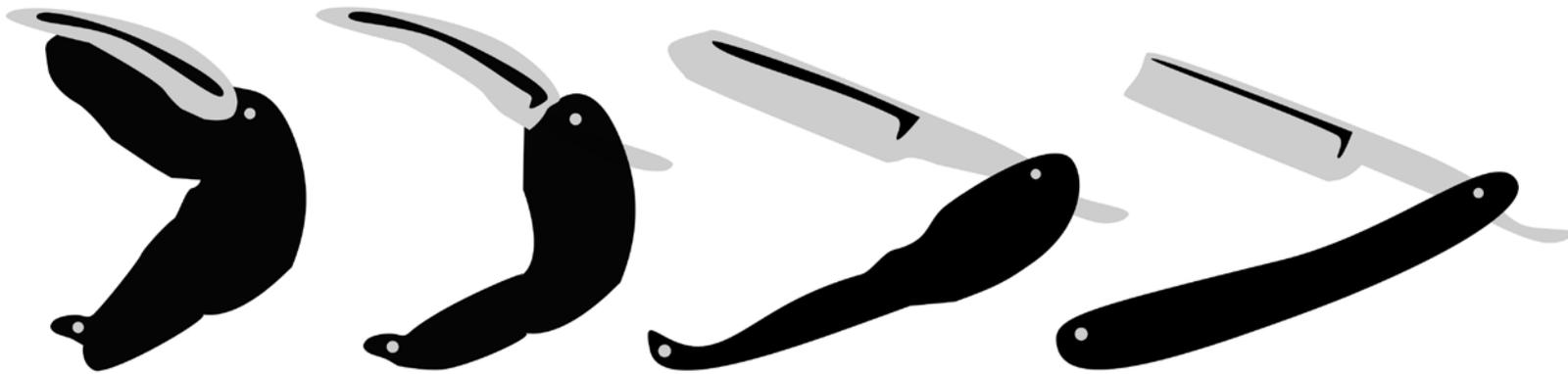
Entsetzt piekste ich mit ausgestrecktem Finger in seine federnde Brust,



damit er nicht näher kam, und schrie ebenso hysterisch: „Du! Du bist das Rebhuhn! Du bist meine Seele!“ Sein Flattern erstickte. Einen Augenblick wurde es wieder vollkommen still. Nur der Wind säuselte unberührt mit ein paar Schneeflocken am halbdurchsichtigen Glas vorbei. Dann begann der Truthahn unkontrolliert zu gackern und auch ich prustete los. „Du! Du bist das Rebhuhn! Du bist meine Seele!“, äffte er mich nach und wir lachten und lachten lauter und spuckten uns dabei aus Versehen gegenseitig ins Gesicht. Ich muss-

te das Klopapier vom Boden nehmen, um mir Tränen aus den Augen zu wischen. „Aber mal im Ernst“, riss ich mich schließlich zusammen, „wie heißt du eigentlich?“ „Achim“, salutierte der Truthahn, „always a pleasure!“ Und war verschwunden.

Achim, sagte ich mir leise kichernd und drückte die Klospülung. Es war so, dass ich schon wieder zu lange auf den welligen Duschvorhang gestarrt hatte und deshalb nicht genau wusste, wie ich jetzt eigentlich auf diesen grauenhaften Namen kam.



# Ein Tag zum Wohlfühlen

---

SEITE 44

Philipp Reisner, München

Zum Glück ist die Verletzung nur oberflächlich.

Sie lässt sich von den Strahlen der Sonne wecken, die durch die weißen Vorhänge hindurchscheinen. Es ist Samstagvormittag, ihr dreiwöchiger Sommerurlaub hat begonnen. Sie reckt und streckt sich, seufzt und schaut verträumt an die Zimmerdecke. Drei Wochen Urlaub mit Julien! In Dubai am Strand liegen und nichts tun – wie lange hat sie sich darauf gefreut! Am Sonntag wird sie mit gepacktem Koffer zum Flughafen fahren, sich dort mit Julien treffen, der, wenn es keine größeren Verspätungen gibt, gerade mit dem Flugzeug aus Paris gelandet ist, und die beiden machen sich gemeinsam auf den Weg zur arabischen Halbinsel. Schnell steht Sonja auf, öffnet die Vorhänge und die

beiden Fenster, ein herrlicher Julitag, entrollt die Yogamatte auf dem Parkettboden und macht ihre Übungen. Nach dem Duschen begutachtet sie ihren Körper in der Spiegeltür des Kleiderschranks. Sie kann zufrieden mit sich sein. In den letzten Wochen hat sie fünf Kilo abgenommen. Ihre Oberschenkel und ihr Po sind schlank und straff. Sie streicht über ihre leicht gebräunte, bestens auf den Sommerurlaub vorbereitete Haut, posiert wie ein Model mit verwegendem Blick und wiegt ihre vollen Brüste in den Händen – Julien wird seine Freude daran haben. Sie entscheidet sich für einen geblühten Rock und eine weiße Seidenbluse. Dazu kann sie die neuen Sandaletten tragen. Zum Frühstück gibt es grünen Tee und Müsli mit Joghurt und



frischen Erdbeeren. Im Radio läuft ein Song, den sie kennt. Sie summt die Melodie mit.

Später macht sie einen Spaziergang im Westpark. Die Vögel zwitschern, ein junges Paar spielt Federball auf der Wiese, Jogger laufen am Ufer des Weihers entlang. Frauen unterhalten sich auf den Bänken sitzend, von Kinderwagen umstellt. Bald könnte es auch bei Sonja soweit sein. Julien erzählt oft von seinem sechsjährigen Neffen, er mag Kinder und er hat gesagt, dass er vielleicht eine Festanstellung in der deutschen Zweigstelle von François & François bekommt. „Dann kann ich bei dir sein“, hat er gesagt, mit Betonung auf „sein“ und sie dabei lange und intensiv umarmt. Vielleicht macht er ihr ja einen Antrag in Dubai. Sie hat ihm dafür grünes Licht gegeben, indirekt natürlich, um ihn nicht zu sehr unter Druck zu setzen. Ein romantischer Sonnenuntergang am Strand wäre sicherlich keine

unpassende Gelegenheit für das kleine Kästchen mit dem vielversprechenden Inhalt ...

Um zwei Uhr trifft sich Sonja mit ihrer Mutter zum Mittagessen in der Großen Passage. Die Mutter ist aus Zerdorf gekommen, um einige Einkäufe in der Stadt zu erledigen, jetzt ist sie wie immer erschöpft, die vielen Menschen in den Fußgängerzonen und Geschäften zehren an ihren Nerven. Sie setzen sich an einen Ecktisch, Sonja bestellt einen gemischten Salat mit Putenbruststreifen und eine Bionade, ihre Mutter eine Quiche Lorraine und ein Mineralwasser.

„Was macht dein Französisch?“, fragt sie, als sie sich ein wenig erholt hat.

„Fortschritte“, erwidert Sonja, „ich bin jetzt bei Lektion sieben. Das heißt ich kenne schon viele unregelmäßige Verben, das passé composé und das futur composé.“



„Du kannst also schon ein richtiges Gespräch führen?“

„Ja, so ungefähr.“

Die Mutter hat damals in der Realschule nur ein bisschen Englisch gelernt. Das Französisch-Lehrbuch ist ein Geschenk von ihr, wegen Julien, den sie bereits kennen gelernt und für gut befunden hat. Ihre Zweifel in Anbetracht der kulturellen Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen und der Frage nach einem gemeinsamen Wohnort hat sie jedoch noch nicht ganz überwunden. Früher hat Sonja sie wegen der mangelnden Bildung oft verspottet und sich von ihr distanziert, heute sieht sie in der einfachen, aber soliden Art ihrer Mutter, die Dinge anzupacken, etwas Positives, etwas, das es zu bewahren gilt, unabhängig vom beruflichen Erfolg. Etwas Mütterliches. Den beruflichen Erfolg verdankt Sonja nicht zuletzt ihrem Vater, der sie zu Abitur und Studium ermuntert hat. Nach-

dem sie ihren Abschluss gemacht hatte, fand sie einen Job in einer Werbeagentur, musste aber bald feststellen, dass die Arbeit und die Menschen dort ihr auf Dauer zu oberflächlich waren. Durch die Vermittlung ihres damaligen Freundes kam sie zu Müller Productions, ein echter Glücksfall, wie sich herausstellte. Die Kolleginnen und Kollegen sind freundlich und aufgeschlossen, es herrscht ein angenehmes Betriebsklima, die Arbeit ist oft hart, aber stets erfüllend, und Sonja hat es durch ihr ehrliches Engagement geschafft, den Chef auf sich aufmerksam zu machen - vor Kurzem wurde sie befördert. Vergnügt erzählt sie ihrer Mutter von einer Konferenz, auf der es ihr gelungen ist, die größtenteils aus selbstzufriedenen älteren Herren bestehende Runde von ihrer Marketing-Strategie zu überzeugen und ihren Kon-



kurrenten damit elegant außer Gefecht zu setzen.

„Du hörst dich ein bisschen überheblich an“, meint die Mutter mit sorgenvollem Unterton.

„Dass du immer solche Bedenken haben musst ... Ich bin nicht überheblich. Ich weiß, wo ich stehe“, entgegnet Sonja, während sie mit der Gabel in ihrem Salat herumstochert.

Sie will sich ihre gute Laune nicht verderben lassen und wechselt das Thema, indem sie nach ein paar alten Bekannten aus Zedorf fragt. Dankbarer Gesprächsstoff. Schließlich bestellen sie zwei Cappuccino und die Rechnung, denn die Mutter muss rechtzeitig am Bahnhof sein. In ihrer Wohnung angekommen, holt Sonja den Koffer vom Kleiderschrank und fängt an, die Sachen für den Urlaub zusammenzupacken. Sie wird vom Klingeln ihres Handys unterbrochen. Es ist Claudia, ihre beste Freundin, die sich nach

den Reisevorbereitungen erkundigt, um anschließend vom vergangenen Abend zu erzählen, dem Date mit Stefan. Wieder ist nichts passiert, keine große Annäherung, kein Kuss, nur ein paar Andeutungen und flüchtige Berührungen.

„Und, wie seid ihr verblieben?“

„Er fand den Abend sehr schön und hat mich gefragt, ob ich Lust habe, nächste Woche mit ihm ins Kino zu gehen, in diesen neuen Film, wie heißt der nochmal - *Wer mehr liebt ist weniger allein*.“

„Das ist ja witzig, den Film schauen Holger und ich uns heute Abend an. Hat gute Kritiken bekommen. Dann gehst du eben mit Stefan ins Kino, ist doch in Ordnung.“

„Ich weiß noch nicht, ob ich Zeit haben werde, es gibt in den nächsten Wochen viel zu tun in der Kanzlei.“

„Das hast du ihm gesagt?“

„Ja, natürlich.“



Sonja seufzt hörbar: „Claudia, das sind doch Ausflüchte. Stehst du auf ihn oder nicht?“

„Doch, irgendwie schon. Also mein Traummann ist er natürlich nicht. Ich finde, er könnte sich ein bisschen mehr einfalten lassen als Kino.“

„Was denn zum Beispiel?“

„Ich weiß nicht, irgendwas Romantisches eben.“

„Hm.“

Claudia kann man es nie recht machen. Kein Wunder, dass sie schon seit über zwei Jahren Single und damit nicht besonders glücklich ist.

Nach dem Telefongespräch überlegt Sonja, was Julien getan hat, um sie zu erobern. Sie haben sich vor anderthalb Jahren auf der Geburtstagsparty eines gemeinsamen Freundes kennen gelernt und festgestellt, dass Müller Productions und Juliens zunächst nur vorübergehender Arbeitsplatz in der deutschen Dependence

von François & François lediglich hundert Meter voneinander entfernt sind, woraufhin sie sich zum Mittagessen verabredet und sich schließlich an einem Freitagabend in der Bar um die Ecke getroffen haben. Die Romantik kam ganz von allein, ebenso wie die zwei oder drei weiteren Gläser Rotwein bei ihr zu Hause ... Natürlich hat er sie auch nach Paris eingeladen, aber erst später, als sie schon zusammen waren. Sonja kann nicht verstehen, warum es vielen Frauen so schwerfällt, sich auf einen Mann einzulassen. Liebe ist doch etwas Schönes. In diesem Augenblick klingelt erneut das Handy. Auf dem Display steht „Julien“ – wenn das kein Wink des Schicksals ist!

Als Sonja auf die Uhr schaut, ist es schon kurz nach sieben. Schnell geht sie in die Küche, macht ein paar Scheiben Vollkornbrot mit Frischkäse und Avocado zurecht und isst sie im



Stehen, bei eingeschaltetem Radio. Noch ein prüfender Blick in den Badezimmerspiegel und es kann losgehen.

Holger wartet bereits vor dem Kino.

„Da bist du ja, Sonny“, ruft er erfreut und nimmt sie in den Arm.

Sonny - so darf nur Holger sie nennen, ihr bester Freund, schwul von den Haarbis in die Zehenspitzen. Er trägt ein neues Parfum.

„Du riechst gut.“

Holger deutet zum Dank eine Verbeugung an. Er hat sich schon um die Eintrittskarten gekümmert, und sie machen sich auf den Weg in den Kinosaal.

*Wer mehr liebt ist weniger allein* hält Sonja vom ersten Augenblick an in Atem. Die bewegende Liebesgeschichte von Arif und Cathérine. Ein paar Mal muss Sonja mit den Tränen kämpfen, dann lacht sie wieder erleichtert über eine komische Szene und dann wird es so spannend, dass sie kurz davor ist, nach Holgers

Hand zu greifen. Zudem werden die Arbeitsbedingungen in den bengalischen Textilfabriken angeprangert. Als die melancholische Cathérine und der gutaussehende, lebensstüchtige Arif am Ende nach einigen dramatischen Verwicklungen doch noch zueinanderfinden, ist Sonja glücklich und erschöpft.

Sie erwischen den letzten freien Tisch im Café Metropolis und bestellen zwei Hugo. Holger ist ganz hingerissen von *Wer mehr liebt ist weniger allein*.

„Wie heißt nochmal der Regisseur?“, fragt er aufgeregt.

„Jacques Arricault“ Sonja freut sich über ihre perfekte Aussprache.

„Sagt mir nichts. Welche Filme hat der sonst noch gemacht?“

„Also *Liebe als Aperitif* auf jeden Fall, und ich glaube *Küssen bis zum Abwinken* ist auch von ihm.“

„*Liebe als Aperitif* war ja wohl erste Klasse!“



Wenn Holger ins Schwärmen gerät, ist er kaum zu stoppen. Sonja hört ihm nur mit halbem Ohr zu, in Gedanken liegt sie bereits in den Armen Juliens, im fernen Dubai ...

Schließlich bestellt Holger zwei weitere Hugo, das gehe auf seine Rechnung, zur Feier des Tages, wegen Sonjas Beförderung und dem verdienten Urlaub und überhaupt sei er sehr froh darüber, sie als Freundin zu haben. Sonja wundert sich über diese feierliche Erklärung. Stimmt etwas nicht? Erst auf wiederholtes Nachfragen hin erzählt Holger, dass er neulich erfahren habe, dass Conny, sein Exfreund, mit einem anderen Mann in eine gemeinsame Wohnung gezogen sei. Damals, als Conny und er noch glücklich zusammen waren, habe er, Holger, immer wieder das Thema gemeinsame Wohnung angesprochen, aber Conny sei ihm ausgewichen oder habe gesagt, dass es noch zu früh sei und er seinen Freiraum brauche.

Und jetzt ziehe Conny einfach mit diesem wildfremden Mann zusammen!

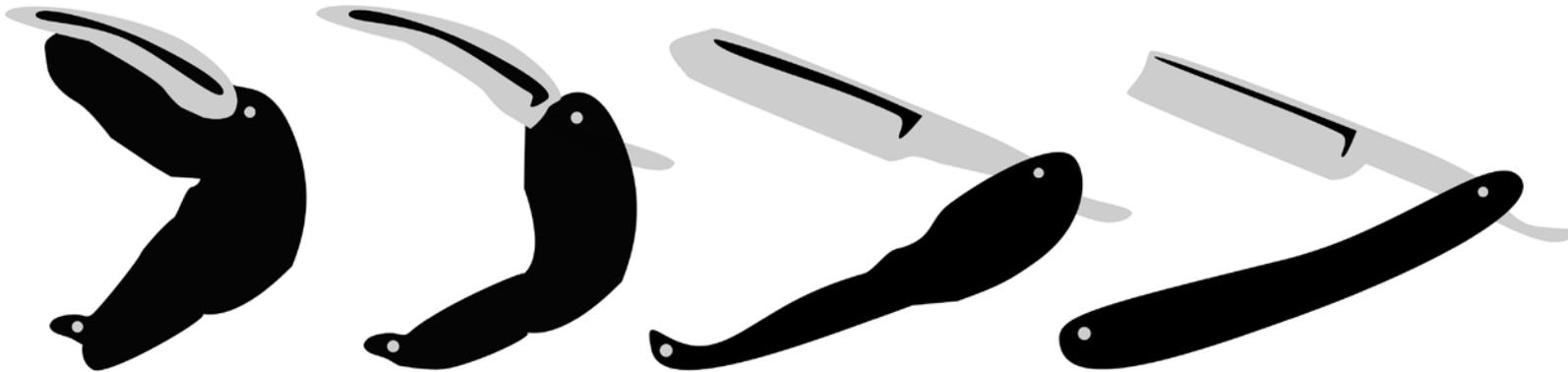
„Na ja, für Conny ist das höchstwahrscheinlich kein wildfremder Mann“, meint Sonja, aber der böse Blick, den sie erntet, zwingt sie dazu, Holger beizupflichten.

Als Sonja auf dem Weg nach Hause allein in der Straßenbahn sitzt, muss sie an Claudia denken, an deren enttäuschende Erlebnisse mit Männern, das unbefriedigende Singledasein und an Holgers chronischen Liebeskummer und dabei wird ihr bewusst, wie gut es ihr eigentlich geht. Sie will sich nicht mit ihren Freunden vergleichen, um sich überlegen zu fühlen, aber man muss das Glück sehen und genießen, solange es da ist. Und man muss sein Glück selbst in die Hand nehmen. „Jeder ist seines Glückes Schmied“, hat ihr Vater oft gesagt.



Nachdem sie ihr cremefarbenes Negligé angezogen und die Gute-Nacht-SMS von Julien beantwortet hat, bleibt sie eine ganze Weile lang gedankenverloren auf der Bettkante sitzen. Dann macht sie das Licht aus und schlüpft unter die Decke.

Sie fängt an, sich langsam zu bewegen, sie streicht mit der Hand über ihre frisch rasierten Oberschenkel und ihren Bauch und stöhnt leise, bis ihre Finger wie von selbst unter den Slip gleiten.



Mara Prokop, München

Er war nackt und er spielte Gitarre. Seinen Namen konnte ich mir nicht merken, etwas mit einem weichen Laut, etwas Exotisches, das nach Abschied klang. Eine Freundin erzählte mir von ihm, erzählte mir ihre gemeinsame und traurige Liebesgeschichte und dieses Bild, ich habe es mir einverleibt, dieses Bild von ihm, wie sie ihn sah und ich erinnere mich an ihren Blick, an ihre Augen, die im Nichts die Konturen seines Körpers formten, sich ihm anpassten und sich ihn in die Netzhaut eintätowierten, um ihn nie wieder zu vergessen. Ein junger Mann aus Brasilien, der seine Frau und seine Tochter dort zurückließ, Philosophie studierte und in Deutschland seine Doktorarbeit über Hölderlin schrieb. So stellte ich ihn mir dann vor, wie er in seinem spartanisch eingerichteten Zim-

mer saß und darüber grübelte, über was wohl Hölderlin gegrübelt hatte, als dieser in seinem Turm saß und das sein halbes Leben lang. Und dann denke ich an das Wort, denke ich an die Rosen, an die klirrenden Fahnen, in einem Gedicht von ihm, das wir einmal im Deutschunterricht behandelt haben, an die unzähligen und unsinnigen Interpretationen, an den vollendeten Kreis, meine anfängliche Skepsis und die Tragweite des Wahnsinns. In nur einem einzigen Wimpernschlag rollte die Einsamkeit eines toten Lyrikers in die enge und gleichzeitig so leere Wohnung eines jungen Mannes, der aus seinem Fenster nur die karge Landschaft sieht, nur die Kälte eines langen deutschen Winters, mit der Sehnsucht im Herzen wieder dorthin zurückzukehren, wo es ihn

vor Monaten weggezogen hatte und unweigerlich fragte ich mich warum, fragte ich sie, weil ich ihn nicht fragen konnte, aber die Antwort blieb natürlich aus, eine Frage, die nicht beantwortet werden konnte, vielleicht nicht einmal von ihm selbst. Und dann betrete ich ein anderes Zimmer. Eine winzig kleine Dachgeschosswohnung in einem längst vergessenen Paris der längst verlorenen Illusionen, über das Paul Auster geschrieben hatte, über die Erfindung der Einsamkeit, in dieser stillen Wunde, die wir Leben nennen, über die Macht des Erinnerns, die wir offen halten, und das Vergessen des eigenen Todes, das wir mit einem Pflaster überkleben, obwohl wir genau wissen, dass es irgendwann von alleine abgeht, und dass die Heilung ein Spiegel ist, mit tausend Facetten und dem lautlosen Gedächtnis der Zeit. Und dann tauche ich in die Vergangenheit ein, tauche ein in die Dunkelheit und

in der Dunkelheit höre ich Musik. Zuerst ein in sich stetig zirkulierender Strom, dann ein lauter werdendes Pochen, fast schon ein flehendes Dröhnen, wie es die starren Mauern erzittern ließ, über die steinerne Brücke hinweg, so weit weg, erreichten wir dann das Ufer und in der Erinnerung bin ich sechzehn und der Alabama Song, den wir aus allen Fenstern in die Nacht schmettert, zerreißt mir mein Gehirn, zerfetzt meine Eingeweide, implodiert in meiner Seele und lässt mich zurück, wie Konfetti in einer farblosen Wohnung mit der ersten Vorstellung von der Liebe und dem Verlust. Und dann folgte deine Krankheit. Es folgten die weißen Räume, die sterilen Gefängnisse des Geistes, die fragwürdigen Ruinen eines Selbst, das sich in den Stimmen verlor, wie in den sich gleichenden Gängen einer unzerstörbaren Festung, in den dosierten Provo-



kationen und den impulsiven Handlungen, in den wiederkehrenden Beteuerungen und den vermeintlichen Besserungen, aber es waren alles hohle Phrasen und deine Haut wurde zu einer Lüge, dein Mund wurde zu einem Käfig und die Freiheit, sie floh aus dir und kam nie wieder zurück. Auch ich bin geflohen, habe die Blumen weggeworfen, habe die Wartesäle verlassen, die Hoffnung in den Augen derer, die dich liebten, habe sie im Stich gelassen und habe die Luft in meine Lungen gesaugt, habe sie in mich hineingesaugt, bis zum Bersten angespannt, zum Äußersten hin, habe ich den Schmerz gesucht und meine Augen, ich habe sie geschlossen, habe sie unter Geröll und Schutt aus Fragmenten und Erinnerungen unendlich tief in mir begraben. Und so vergingen die Jahre. Sie vergingen und eines Tages öffnete ich sie wieder und sah Paris, ich öffnete meine Augen und sah den klaren Himmel, schmeckte den zarten, keimenden

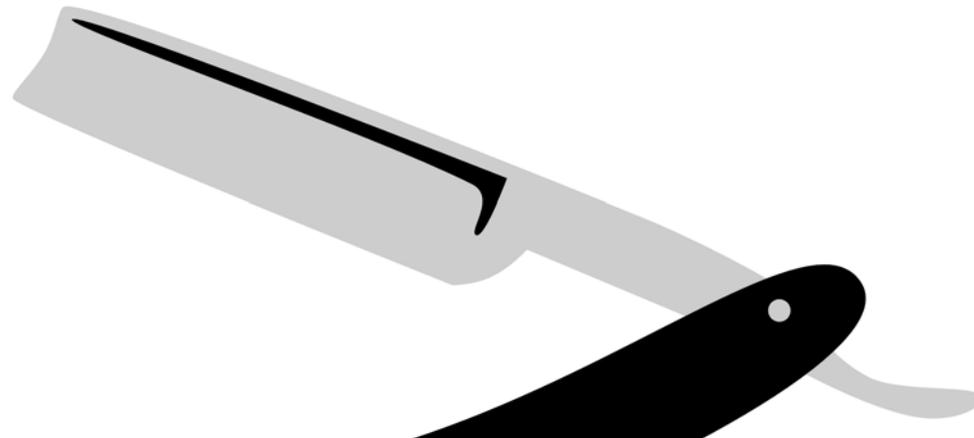
Frühling, erwachte aus meiner Schuld, ausgestreckt auf einem Grab und fühlte meine Glieder lebendig werden, fühlte den Schlaf, wie er aus mir herausströmte und verließ diesen unwirklichen Ort, den bekannten Friedhof, die schmutzige Stadt, das eingerahmte Zimmer des Schriftstellers, die Wirkung seiner Worte und die Inkonsequenz meiner Taten. Und ich gebe ihm Recht, das Schreiben hat die Wunde offen gehalten und ich stimme ihm zu, die Dunkelheit ist gut, wie auch die Einsamkeit und der Schmerz, aber in einer Sache hat er sich getäuscht, denn die Geschichte beginnt nicht mit dem Tod, sie beginnt immer mit dem Leben. Und dann kam der Spiegel. Aus Zeit wurde Zeit geboren, aus der Monotonie und der Langeweile die erforderliche Distanz, aus den Augenwinkeln heraus vernahm ich den stechenden Riss in der Wirklichkeit und die Einsamkeit eines leeren Zimmers



.....

schien mich zu erdrücken, aber du bist in ihr, ich bin in ihr, wir alle sind in ihr und der Raum spaltet sich und ich bin wieder in der Gegenwart der Geschichte meiner Freundin, verabschiede mich von ihr, versuche sie zu trösten, versuche mir noch seinen Namen zu merken, aber meine Gedanken schweifen ab, und wie so oft streife ich noch durch die nächtlichen Straßen, zögere es hinaus nach Hause zu gehen, verspüre diese unbestimmte Angst auf meiner Zunge, diese Art von Angst, etwas zu verlieren. Und dann nähere ich mich dem letzten Zimmer. Und ich höre sie, die Musik, es ist eine andere Melodie. Ganz leise schleicht sich der Bolero in meinen Kopf, schlängelt sich durch die Hirnwindungen meiner Wahrnehmung und schmiegt

sich in die Synapsen meines Fühlens, erst zögerlich und bedrückend, wandelt er sich in Vertrautheit und in die alles zerspringende Ekstase des Seins, das unstillbare Glück und die unermessliche Freude am Leben zu sein und als ich endlich Zuhause bin, sehe ich, dass das Licht aus ist, sehe ich, dass du schon schläfst und ich weiß, dass alles andere unwichtig ist und ich ziehe mich aus, lege meinen Körper zu deinem Körper, lege meinen Kopf auf deine Brust und ich weiß, dass immer jemand da ist, der das Herz hört, wie es schlägt, wie es fällt. Es gibt keine Worte dafür. Das ist das Leben.



---

Jovana Reisinger, München

## **Fluchtästhetik, eins.**

Wir können nur tatsächlich verschwinden, uns auflösen, wirklich einfach Nichts werden, wenn kein Rest übrig bleibt. Der Rest bleibt aber übrig und wartet auf Geschichte.

Gold ist nicht das wertvollste Material auf Erden, weder ist es das härteste noch das seltenste. Es ist einer dieser Rohstoffe, die der Mensch nicht zum Leben braucht. Gold kommt vor, im Boden jedes Kontinents. Gold allein wird uns von nichts erlösen. Trotzdem hielt sie sich daran fest. Sie betete jeden Tag mit einem goldenen Kreuz in der Hand. Wahrscheinlich betete sie nicht für eine bessere Welt, für Frieden oder gegen Nazis, viel eher bat sie für ein bisschen

Glück im Bingo oder Lotto, vielleicht aber auch für weniger heiße Tage im Sommer, die waren ihr nämlich zu mühsam oder dass die Barbara Karlich noch eine weitere Sendung moderieren dürfe. Aber gebetet hat sie, jeden Tag, mindestens einmal, am Sonntag sogar öfter.

Goldig hat sie gesagt, ganz leise, mehr nur für sich selbst, mich angeschaut und dann wieder aus dem Fenster geschaut, als wäre ich gar nicht im Raum. So nannte sie mich früher schon. Und der Wind steht still, mitten im größten Sturm! Sie schaute einfach aus dem Fenster. Dann bin ich wieder gegangen. Sie war da drinnen, als gäbe es Nichts auf der Welt. Als gäbe es die Welt nicht. Einmal hat sie laut angefangen zu lachen, hat eine



Hand vor das rechte Auge gehalten und gesagt: schau, wenn ich dieses Auge zuhalte, kann ich dich nicht mehr sehen. Ich habe nicht gelacht. Sitzend auf einem Stuhl, verging also die Zeit. Manchmal war dabei der Fernseher an. Manchmal war dabei der Ton aber aus. Das ist das Leben einer Alten. Goldig also, stehe ich nun alleine vor meiner Haustür, an irgendeinem Tag, früh und gleich stehe ich alleine in ihrer Wohnung. Meine Oma sieht nun auf beiden Augen nichts mehr. Und der Wind steht still mitten im Orkan!

Die Blätter sind gefallen. Die Blätter die hier liegen sind gelb und haben schwarze Flecken. Das sind ihre Augen. Fast alle sehen mich an. Ich starre zurück. Eine Armee. Nichts erschießt mich, nichts erschließt sich. Wenn auf den Grabsteinen die ganze Wahrheit stehen würde, wer würde dann noch zu den Gräbern gehen? Niemand sicher-

lich! Jetzt ein klarer Befehl: Alles was man weiß, vergessen, liebes Hirn!

Meine Oma hat immer für mich Mittagessen gekocht. Meistens gab es Fleisch. Früher, als das Fleisch noch was wert war, also ganz früher, da konnte sie nur einmal pro Woche Fleisch essen. Dann wurde Fleisch billig und wir aßen es jeden Tag. Speckknödel, gefülltes Huhn, Ente, Hase, Reh, Gans, Schwein, Pute, paniert, gebacken, zerstückelt, in großen Stücken, blutig, durch, Leber, Niere, Herz. Und Beilagen. Das war das Andere, meist in einer separaten Schüssel, alles was nicht vom tierischen Körper kam; Beilagen, ohne weitere Bezeichnung. Manchmal gab es zwei Beilagen, in einer Schüssel zusammen. Das war dann an einem Feiertag. Meine Oma war bis zum Schluss dick. Von allem war sie zu viel. Meine Oma hat mal gesagt, mein Name wäre der häss-



lichste Name, den es gibt. Dann hat sie sich daran gewöhnt. Es war mir eigentlich nie gegenwärtig, was sie stets betonte, aber die Oma war eine böse Frau. Trotzdem denke ich, wenn ich an meine Oma denke, an eine Heldin. Hier, Heute, Plötzlich; neue Positionen. Perspektivenwechsel. Vergibt man einer Toten? Vergibt man einer Toten lieber? Wohl.

Eigentlich war sie keine Försterin, aber sie hat sich so benommen. Wie eine verstellte hat sie die Hasenschwänze gesammelt. Hasenschwänze bringen viel Glück. Sie hat mir beigebracht mit den Fingern zu pfeifen und von ihr weiß ich, wie man Tiere ausstopft. Abbalgen, das ist ein Fachbegriff. Das war ihr wichtig, ohne Grund, liebte sie Fachbegriffe. Nie benutzte sie Fachwörter in ihrer Alltagssprache. In ihrem Dorf leben zweihundert Leute. Alle sprechen immer über das Gleiche. Meine Großmutter ist in

dem selben Haus gestorben, in dem sie auch geboren wurde. Sie hat nie darum gebettelt, noch irgendwas erleben zu dürfen. Ich habe einen Hasenschwanz in meiner Hosentasche. Ich esse nicht mal Tiere. Ich greife danach, es fühlt sich weich und warm an. Verehrung einer Toten also.

Ich sperre die große Tür auf. Ich will, dass das noch ganz lange dauert, für immer. Das ist so leicht. Ich muss einfach die Tür ganz fest hinter mir zumachen. Weiteratmen. Und das Gefühl verändert sich nicht. Oma. Vorbei an den Geweihen, hinter zur Eckbank, über die ein Fuchs wacht. Als kleines Mädchen hatte ich dort meinen festen Platz, jetzt war da ein großer Stapel Altpapier, zum Verheizen. Es roch immer angenehm nach Holz und nach ihr. Sie ist bestimmt gar nicht gegangen. Einfach nur fest zudrücken. Realität ausschließen. Anfangen zu spin-



nen. Selbstgespräche führen und dabei die Antwort wirklich nicht erwarten. Und da wird mir aber ganz klar, in meiner traurigen Einsamkeit, was für ein absolut absurder Irrsinn das hier ist. Ich stampfe mit dem Fuß gegen die Wand. Das Haus krachte, der Putz bröckelte aber die Mauer wackelte nicht. Das Haus stand standfest weiter. Es riecht mehr nach ihr. Es riecht nach nichts. Vielleicht ein bisschen nach Schimmel. Und alter Frau. Fern war die Oma, fern war jeder Mensch. Fern war jede Erinnerung. Fern war jede Geschichte, die ich über sie kenne. Fern war die Abneigung und die Zuneigung. Außer Kontrolle.

Wir können nur tatsächlich verschwinden, uns auflösen, tatsächlich einfach Nichts werden, wenn kein Rest übrig bleibt. Der Rest bleibt aber übrig und wartet auf Geschichte. Und um den Hals trage ich also ein goldenes Kreuz. Ich

bin noch nicht mal gläubig, aber ich finde, das gehört sich jetzt so.

### **Fluchtästhetik, zwei.**

Babe, hast du gesagt, mich angeschaut und dann bist du losgefahren mit deinem Fahrrad, dem schnellen roten, hast mich an der kalten Mauer alleine stehen lassen, gekonnt nur mit meinem Oberkörper angelehnt, die Arme komisch an mir herunterhängend, vollkommen nutzlos, dennoch wahrscheinlich irgendwie gut aussehend, vollkommen aus dem Zusammenhang gerissen. Ich bin geschockt. Das war ein weiteres Indiz, ein mir bereits vertrautes Indiz, dass es nun aufhören wird. Es war als hättest du zumindest einmal überlegt, ob du mir zudem die Wange streichen solltest, deine Augen haben das verraten, ich hoffe du hast überlegt, hast es aber nicht getan, nur genickt und in



die Pedale getreten. Ich musste nichts sagen, du bist einfach gefahren, hast meinen Gruß gar nicht mehr abgewartet und die Straße lag wieder genauso leblos vor mir, wie sie es sonst tat, kahl, grau, rissig und vor allem leer. Ich konnte dir noch kurz hinterherschauen, dann bist du nach rechts abgebogen und hinter einem Haus verschwunden. Hinter ganz vielen Häusern. In dem Moment wurde der Tag zwar heller, insgesamt aber blieb er in dem süffigen grau, wie gewohnt. Als das Babe also, stehe ich alleine vor meiner Haustür, an irgendeinem Tag, früh. Mittag. Ohne Zeit. Kann meinen Körper nicht fühlen, ich denke, in diesem Moment haben wir die Zeit ausgetrickst, denn sie kann sich nicht in uns finden. Da ist einfach kein Platz. Grad hast du noch gefragt, was ich da hab und hast auf meinem Arm gezeigt. Alles kaputt, verdammt, alles ruiniert dort, mit den Nadeln und der Tinte. Dann hab ich weggeschaut und mein Gesicht

verzogen, übertrieben und du hast dich verpisst. Guten Morgen.

Gestern Nacht. Wolltest du das unbedingt. Da hast du mich wieder so angeschaut. Dann gelacht, laut und lange gelacht, mich angefunkelt, Pillen geschluckt. Dann sind wir Fahrrad gefahren. Die ganze Nacht. Leben gehen! Ich saß auf deinem Gepäckträger. Habe mich an dir festgehalten und meinen Kopf in den Nacken fallen lassen. Klare Nacht, Sterne angeschaut, Baumkronen ist gleich Nachtschattengewächs, Häuser, Dächer, keine Menschen in diesen Gassen, Wind im Gesicht, Beine ein wenig hochgezogen, keine Schmerzen, keine Müdigkeit, du hast nichts gesagt, ich hab nichts gesagt, du hast getreten und gelenkt - wir sind nicht gefallen. Wir haben nicht gefroren. Wir sind gefahren, nicht um irgendwo anzukommen, wir sind gefahren um nirgends sein zu müssen. Geradeaus, immer



nur mehr geradeaus. Ohne Ziel ist man so frei.

Ich bin deine Komplizin. Das ist also alles. Gestern Nacht hast du eine Zigarette geraucht. Standest in diesem Neonlicht und ich werde das nicht vergessen, denn wir haben nicht miteinander gesprochen. Du hast mir nur meinen Kaffee bezahlt. Dein Rauch tanzte im Licht, verband sich mit dem Rauch anderer Rauchenden, verband sich mit der anderen Luft, ich rauchte nicht. Dann hast du mich so angeschaut und gesagt, nur noch einmal. Wenn ich an unsere Nacht denke, gibt es keine Farben, da ist nichts was ablenkt. Da kann ich das Surren der Neonlampe nicht hören. Da sehe ich keine fremden Gesichter. Da existierten auf der ganzen Erde nur ein Kerl und ein Mädchen. Und doch gehörten Alle dazu in diese Mensch-Maschinerie. Alle waren sie also auch Teil von uns, kreischend,

lächelnd, tänzelnd. Jeder der auch da war, einfach nur körperlich anwesend, wurde doch in unsere Energie mithineingerissen, wurden das Umfeld, das wir brauchten, gab uns die Energie, die wir aufsaugten und rausließen. Wir waren die! Beim Tanzen musste ich immer deine Hand halten. Es war wie eine geheimnisvolle Grundwahrheit, die sich für mich wie die tiefste Erleuchtung anfühlte, ich war verwirrt. Das Drogengefühl. Deine Hand war mein Halt, hoffentlich grinste ich nicht wie eine komplette Vollidiotin. Immerzu festhalten und manchmal ein wenig drücken, du durftest dich nicht entfernen. Hast du auch nicht getan, das fand ich toll.

Einzelne Satzketten zu hören, Worte ergaben keinen Sinn, da gab es keine kohärenten Zusammenhänge, ich wiederholte mich ständig. Auch ich hatte vollkommen die Kontrolle über



meine Sprache verloren. Dein Mund bewegt dich, ich kann dich nicht hören, du bist schön. Gott, bist du schön! Du und die Welt, voller Liebe und von irgendwo kam auch noch Musik. Techno. Mir egal, gib mir alles was du hast. Wer? Also irgendwann raus aus dem Club und wieder Fahrrad. Sonne, hell, Augen brennen nicht, man spielt nur entsetzt wenn Jemand zuschaut. Weil das dazu gehört. Uhrzeit. Keine Ahnung.

Dann hast du mich nach Hause gebracht. Plötzlich. Vor der Steinmauer bist du stehen geblieben, ich bin abgesprungen, Ende. Wir sind beide immer noch wach. Zu wach zum Einschlafen. Zu wach um uns anzufassen.

Die Pillen lassen mein Herz so schnell schlagen. Angst, dass jeder Körper nur ein gewisses Kontingent an Herzschlägen hat und dann einfach aufhört. Dann bin ich jetzt dem Sterben näher,

nur wegen den Pillen. Den Kristallen, die so bitter schmecken. Diesmal keine Bömbchen, diesmal einfach nur ans Zahnfleisch gerieben, unter die Zunge gelegt. Wach, so wach, dass alles so schön ist. Scheiße! - egal ob dem Sterben näher, ich will dir nah sein. Scheiße, Neoromantik! Das setzt ja voraus, dass wir fühlen wollen.

Die Blätter sind gefallen. Die Blätter die hier liegen sind gelb und haben schwarze Flecken. Das sind ihre Augen. Fast alle sehen mich an. Paranoia. Die wissen alle, was ich in mir habe. Das Gestört-wirken. Hinzu kommt noch die fundamentale Verklemmtheit. Cocktail, der letzte bestimmt. Bestimmt nicht. Ich bin der Rest von letzter Nacht. Mein Atem ist sichtbar und niemand schaut hin. Meine Hände halten nichts fest. Jetzt spiele ich also mit den coolen Kids, erkläre ich und stehe



einfach nur da, Steinmauer im Rücken. So, als gäbe es nichts auf der Welt oder als gäbe es die Welt nicht. Das überfordert wohl meine Körper - Expressivität. Einfach nur dastehen und gar nicht wissen, wozu. Einfach nur da sein, so vor sich hin existieren in einem komischen Moment, der die ganze abgefahrene Nacht wiedergeben zu versucht, aber daran scheitert. Das Rauschen hören im Kopf, kann mich an keine Musik erinnern. Ich bin geschockt, auf einmal ist wieder alles vorbei! Ich bin irritiert davon, und sehe um mich. Tatsächlich niemand hier und ich bemühe mich, es mir nicht anmerken zu lassen, dass mir das nicht gefällt. Eine Art von Seriösität zurück zu erlangen ist mir unmöglich so wie diese Witzchen, wie diese Lässigkeit, diese unverkrampfte Coolness; denn selten war ich so durchgeknallt gewesen, wie an jenem Morgen, gerade eben. Jetzt. Hier, kompletter Wechsel

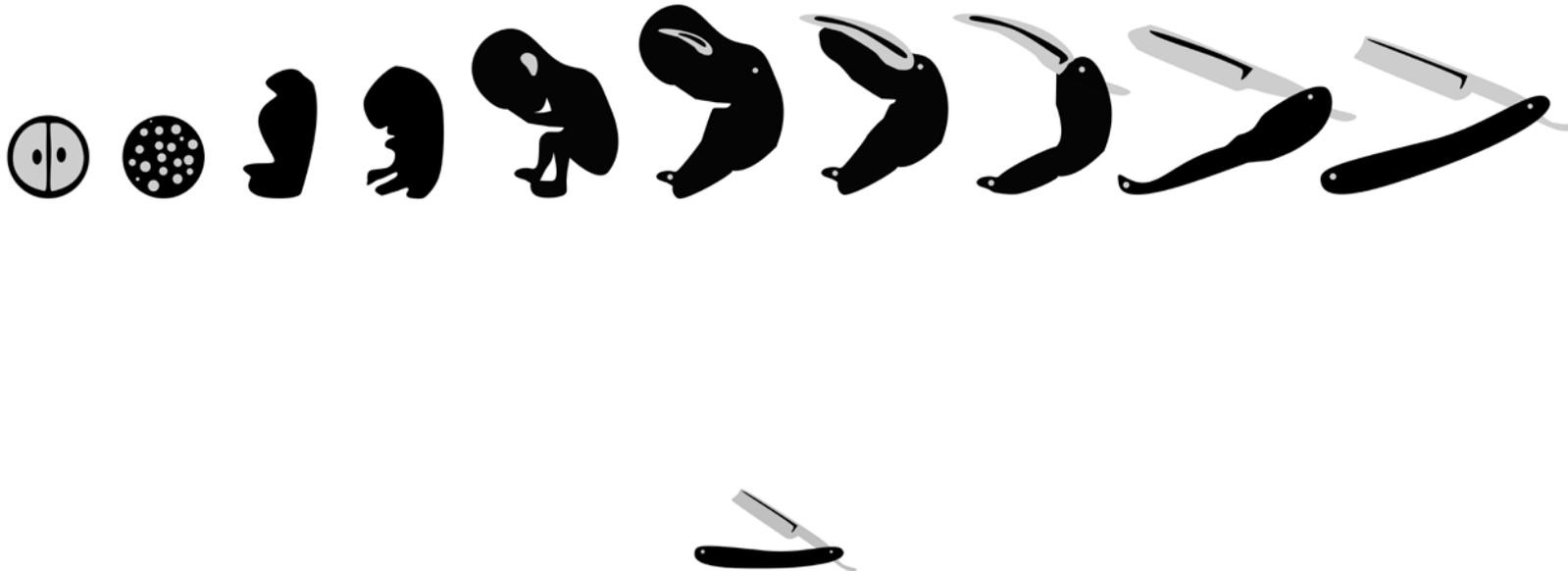
der Positionen. Ich lehne an dieser Mauer und schaue die Straße an. Da war mit schon ahnungsweise klar, dass das tatsächlich furchtbar wäre, wieder runterzukommen. Vorwärts in den Irrsinn! Zurück in die Realität. Leben. Unordnung. Stress. Wahnsinn. Dieser Moment fühlte sich angenehm an.

Ich will, dass das noch ganz lange dauert, für immer. Das ist so leicht. Ich muss einfach die Augen ganz fest zu machen. Ich kann spüren, wie sich deine Hand anfühlt wenn ich meine eigene anfasse. Totale Wahrnehmungsver-schiebung. Weiteratmen. Und das Gefühl verändert sich nicht. Jetzt bin ich also übrig geblieben und warte auf Geschichte. Das zwingt uns weiterhin zu handeln. Und da wird mir aber ganz klar, in meiner traurigen Seele, - ich spüre es gegen meine Herzschutzhülle drücken und quillen - was für ein ab-



solut absurder Irrsinn das hier ist. Ich stampfte mit dem Fuß gegen die Mauer. Mein Herz schlägt, mein Körper zittert, aber diese Welt versinkt nicht. Noch sind wir betäubt. Wir haben Glück. Ich will noch weiter, immer geradeaus. Bis

zum nächsten Morgen. Unsere Zukunft! Da ist nichts zu machen, wird einfach geschehen! Tatsächlich also sichtbar werden. Augen auf. Zurück in die Realität! Leben! Unordnung! Wahnsinn! Wo ist das Gefühl von Liebe dann?



# Nachtflugkinder

SEITE 65

Sophie Liebau, München

„Schau, Liebes!“, flüstert er in ihr linkes Ohr und zeigt vorsichtig auf einen Schmetterling, der vor ihnen auf dem Propeller flattert.

In all den Jahren ist das Holz des alten Spielplatzes verwittert und eine weiche Moosschicht hat sich auf dem Flugzeug gebildet, mit dem sie früher die abenteuerlichsten Reisen unternommen hatten. Heute liegen sie sich in seinem engen Rumpf in den Armen und wünschen sich die unbeschwerte Zeit zurück, sobald sie am wolkenlosen Himmel eine Sternschnuppe entdecken.

Zaghaft bewegt sie sich auf das kleine Insekt zu, um es aus der Nähe anzuschauen.

„Wie kommt er nachts nur hierher? Er sieht nicht aus wie ein Nachtfalter.“

„Vielleicht kann er nicht schlafen.“

„Oder er will nicht schlafen.“

„Du meinst, so wie wir?“

„Ja. Oder er hat Angst vor bösen Träumen.“

„Ich würde dich nach jedem Albtraum auffangen und dich beschützen und dann würden wir gemeinsam weiter reisen durch die Gefühle der Nacht.“

Sie will ihn nicht wissen lassen, dass dieser elende Nachtmahr sie fast täglich heimsucht. Morgens, wenn sie versucht, den Schlaf der Nacht nachzuholen, legen sich schwere Schatten auf ihre Gedanken und sie wird weggezogen von dem Menschen, den sie liebt. Die Schatten wollen ihr die unaussprechlichsten Gedanken in einzelne Regionen ihres Geistes einpflanzen. Aber sie will es nicht zulassen, weil sie



nur Geduld haben und sich tragen lassen müssen von der Kraft des Verborgenen. Ohne, dass er eine Ahnung hat von ihren Gedanken, grübelt er weiter über die nächtlichen Ausflüge des Schmetterlings: „Vielleicht will er auch einfach in der Dunkelheit Orte und Gerüche entdecken, die ihm am Tag verborgen bleiben.“ „Meinst du nicht, er findet bei Helligkeit mehr Gefallen daran?“, fragt sie skeptisch. „Wegen den Farben?“, sie nickt. „Aber die Natur zeigt uns bei Nacht eine völlig andere Schönheit. Außerdem wissen wir selbst am Besten, dass der Schutz der Dunkelheit neue Sphären öffnen kann und sie vor manchen Dingen einfach die Augen verschließt. Vielleicht geht es ihm genauso. Stell dir vor, welchen Gefahren ein so kleines Tier bei Tag ausgesetzt ist.“ „Womöglich wird er grausam verschlungen, ohne dass jemand sein Verschwinden

bemerkt“, antwortet sie und rückt näher an ihn heran, bis sie seinen Atem auf ihrer Wange spüren kann. Die nächsten Minuten versucht sie sich nicht zu bewegen, um diese Pose vollkommener Innigkeit nicht zu zerstören. Gemeinsam lauschen sie ihrem identischen Herzschlag und dem leisen Flüstern der Glühwürmchen und meinen, sich in ihrem Flugzeug ihr nächtliches Paradies geschaffen zu haben. Das Flugzeug ist wie ein Vogel, der sie für einige Stunden von der Realität wegstößt und ihnen den Eintritt in eine phantastische Welt ermöglicht. Denn was nützt die Liebe in Gedanken? Aber ihre Gedanken werden selbst in solchen Momenten viel zu oft von Erinnerungen oder schrecklichen Zukunftsvisionen unterbrochen. „Ich musste gerade an den heißen August denken bevor alles angefangen hat. Damals bin ich in meinen bunten Sommerkleidern über



die Weizenfelder hinter unserem Haus gelaufen und habe versucht Schmetterlinge zu fangen. Sie sahen immer so zart und unbeschwert aus. So wie ich damals auch noch. Aber sie wollten sich niemals einsperren lassen. Als Ersatz habe ich Marienkäfer und Grashalme gesammelt und sie vorsichtig in eines unserer runden großen Bonbongläser gelegt. Dann saß ich stundenlang davor und habe sie durch das Glas hindurch beobachtet und mich gefragt ob es wirklich stimmt, dass die Anzahl der Punkte auf ihren Flügeln ihr Alter verrät.“

„Und zu welchem Entschluss bist du gekommen?“, fragt er, weil ihm bewusst wird, dass er dieses Ammenmärchen nie hinterfragt hat.

„Ich habe es damals bezweifelt und tue es heute immer noch. Sie wachsen doch nicht so wie ein Baum, der jedes Jahr einen Holzring dazubekommt.“

„Möglicherweise hast du Recht. Aber schau dir noch mal die Schmetterlinge an. Obwohl sie Flügel haben und scheinbar jeden Winkel der Welt erkunden können, versuchen wir ihnen ihre Freiheit zu nehmen. Wie kann sich der Mensch überhaupt so etwas erlauben?“

„Weil er mächtiger ist und einen stärkeren Einfluss auf die Welt hat. Wir können uns doch auch nur in verbotenen Gebieten frei bewegen, weil die Gesetze die Gefühle verbieten sollen“, antwortet sie und folgt dem Schmetterling mit ihrem traurigen Blick, bis er schließlich in der Dunkelheit verschwindet.

Er fragt weiter: „Wusstest du, dass das altgriechische Wort für Schmetterling ‚psyche‘ ist?“

„Also gleichbedeutend mit Seele?“

„Ja. Die Seele. Ihre ist so rein. Sie sind voller Unschuld. Aber schau uns



an. Wer würde bei deinem Anblick schon ahnen, welche Sehnsüchte und tiefe Abgründe sich hinter deiner jungen Schönheit verbergen?"

„Ist nicht genau das das Problem des Lebens?"

„Du meinst, dass niemand ahnen kann, wie es wirklich ist?"

Während sie nickt, spricht er schon weiter: „Jeder kann seine Rolle spielen, wenn der Scheinwerfer auf ihn gerichtet ist. Aber sobald der Vorhang fällt und das Theater von Dunkelheit eingehüllt wird, fallen alle Masken.“

„Ich hoffe, dass wir eines Tages hinaus ins Licht treten können, sodass alle Welt uns sehen kann“, sagt sie und streicht mit ihren Fingern über die zwei Buchstaben, die er einst vorsichtig in das morsche Holz geritzt hat.

„Natürlich werden wir das.“

„Jede Nacht reden wir über unsere große Liebe und du bist überzeugt, dass alles gut ausgehen wird.“

„Ja, weil es Liebe ist. Egal, wo auf Erden du wärst, in irgendeiner Form würden deine Gedanken als Echo zu mir hallen und ich würde dich wieder finden. So wie man seine eigenen Gedanken immer wieder findet, auch wenn man glaubt, sie verloren zu haben“, versichert er ihr und streicht sich ihre Haare aus dem Mund, die sich durch den Wind während des Sprechens darin verfangen haben. „Es ist übrigens nicht nur die Seele.“

„Was?"

„Psyche` kann nicht nur Seele heißen, sondern auch Atem. Oder Hauch. Hast du seine Leichtigkeit gesehen, mit der er sich durch die Lüfte bewegt?"

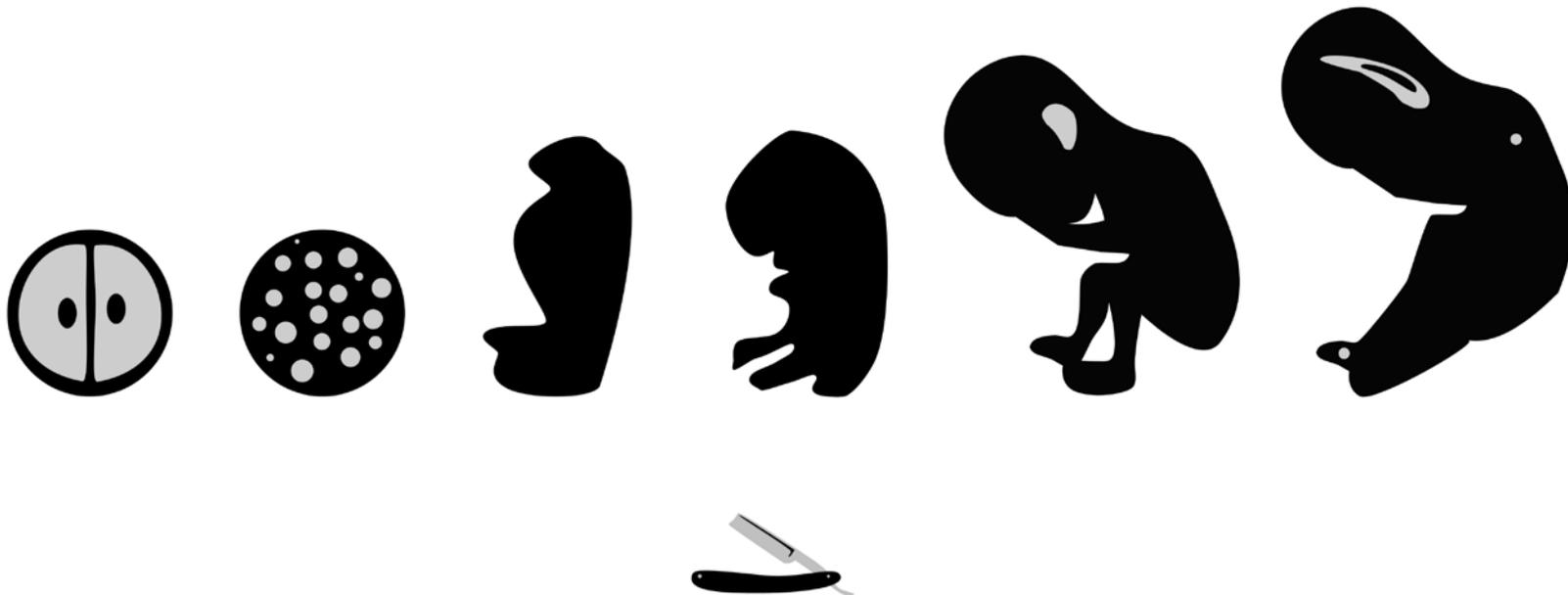
„Ja. Er sah so unbeschwert aus. Eine Berührung von ihm fühlt sich wahrscheinlich so an“, antwortet sie und haucht mit ihren Lippen zarte Küsse auf seinen Hals. Weil sie weiß, dass er sich ihr jetzt nicht hingeben kann, nimmt sie seine Hand und zieht ihn



aus ihrem Flugzeug hinaus in das dunkle Nichts. Mit ihren nackten Füßen rennen sie durch den Sand, der immer mehr von Gräsern verdrängt wird und lassen den alten Spielplatz hinter sich, bis sie den kleinen wilden See erreichen. Noch im Laufen ziehen sie ihre Kleider aus und lassen sie auf den kleinen Kieselsteinen fallen. Am Ufer angekommen, hebt er sie hoch und trägt sie auf seinen Armen in das angenehm kühle Wasser, in dem sie sich so frei wie nirgend sonst bewegen

Das sind die Momente, in denen sie alles vergessen, sich treiben lassen können und einfach nur leben. Aber nur solange bis sich die Nacht ganz langsam wieder in den Tag verwandelt.

Im Morgengrauen ziehen sie schnell ihre trockenen Sachen an und laufen zu dem großen Haus am Waldrand, öffnen vorsichtig die Tür und Bruder und Schwester gehen in ihre getrennten Zimmer und versuchen, die letzten Stunden noch einmal in ihren Träumen



# *Vier Texte (zu einem Gefühl)*

SEITE 70

Andreas Reichelsdorfer, Wien

AN DICH HERR MANGOLD

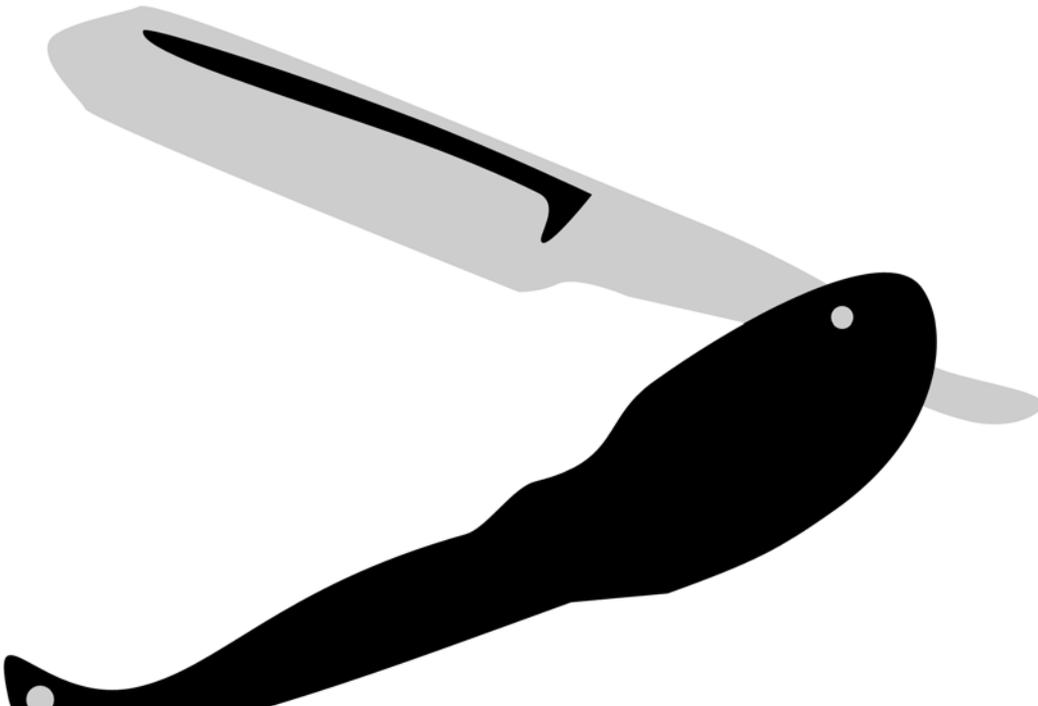
DIE WEISSE PFOTE

ZWEI SPINNEN

WENN DU MIT MIR FLIEGST, BLEIBE ICH AM  
LEBEN

**AN DICH HERR MANGOLD**

Du bist schön, Herr Mangold, aber du kannst so nicht leben. Deine Ereignisse überschlagen sich im Kopf und ehe die Außenwelt ein Stückchen näher rückt, ist alles schon aus den Wolken gepurzelt und so verstreut, dass man kein Pferd mehr daraus bauen kann, geschweige denn ein Klavier. Beim nächsten Mal streife doch nicht allzu weit umher in den Gegenden, sondern besehe dir die Dinge aus einem distanzierteren Blickwinkel (mehr wie ein Engel), um sie dann zu ordnen und anschließend mit all denen zu teilen, die wirken, als kämen sie offen und konzentriert aus einem wundervollen Gebäude, dessen Architekt noch nicht geboren worden ist. Kommentiere aber nicht so sehr



trocken, als dass du mit deinem Gefühl spielst, kämpfst und vor allem: gemeinsame Sache machst. Am Ende werdet ihr zusammen in die Nacht hineinreiten, und deine Liebkosung wird seine Liebkosung sein und die Blätter des Herbstes werden auf und mit euch fallen, lachen, und im Wind verwehen. Von außen und im Nachhinein betrachtet wirst du darin etwas entdecken, das noch nie zuvor existierte (auf Papier), etwas, das noch nicht da ist, wird in deinen Gedanken entstehen. Wenn die Welt mit dir dann weiter gekommen ist, Herr Mangold, suche die Liebe auf und teile jedem, der Architekt sein will oder Reiter oder Wunderkind, ein Stückweit davon mit. Lebe also nur bis zu einem gewissen Grade in dich hinein: Eben gerade soviel, dass du nicht kaputt gehst.

## DIE WEISSE PFOTE

Lara ist weich und sie ist hart; in seltenen Fällen ist sie sogar so, wie andere gern wären; meist aber würde keiner mit ihr tauschen wollen. Sie kombiniert die Extreme aller Eigenschaften in sich selbst; diese gelangen jedoch selten in wirklich gelebter Form an die Oberfläche; erreichen kaum einen anderen; prallen an den harten Wänden weich zurück, um von einem Wortlosen in den Betten des Herzens wieder warm zugedeckt zu werden. Lara weiß: Wirkliche Erfahrung und der Wille, etwas zu tun, sind zwei verschiedene Enden eines langen Ganges. Und wenn eine solche Einsicht auch in ihrem Herzen einschlägt, droht sie zu platzen, und ihr kommen mindestens einmal am Tag,



in einem beliebigen Moment, die Tränen; nur dann wird sie endlich los, was in ihr schlummert: diesen Klotz, der nach draußen drängt. Doch selbst das passiert in ihren eigenen vier Wänden. An der frischen Luft hat sie noch niemand weinen gesehen. Dort reißt sie sich, gegen ihren Willen, zusammen: Entweder, weil die Begegnungen auf zu dünnem Eis passieren, oder, weil sie es nicht loswerden darf, denn die weiße Pfote eines bengalischen Tigers hält sie zurück. Diese Pfote ist ihre große Liebe: Und es schmerzt diese Liebe wie alle Lieben. Wenn ihre Tränen aber getrocknet sind, und ihr stilles Herz gewaschen, dann kommt in ihr der wunderbare Gedanke auf, aus sich selbst auszubrechen und einen neuen Ort aufzusuchen; einmal die Dinge von einer ganz anderen Seite her anzugehen; zu schwimmen und zur selben Zeit zu fliegen; und vor allem: in der offenen Welt zu lachen.

## ZWEI SPINNEN

Also gut, Krach lag so: Zwei Spinnen im Kopf, die eine will oben klettern, die andere will links/rechts ausscheren, und überhaupt: einfach wild sein. Die erste beginnt, immer wieder Netze zu spinnen, kommt oben an, fängt manchmal einen Gedanken auf, in Ruhe verspeist sie ihn, wird eins mit ihm, bleibt. Sie scheint sich wohl zu fühlen, wohler im Gedankenfluss, der ihren Bauch wie ihr Herz sanft werden lässt. Ganz im Stillen schläft sie einen seligen Schlaf.

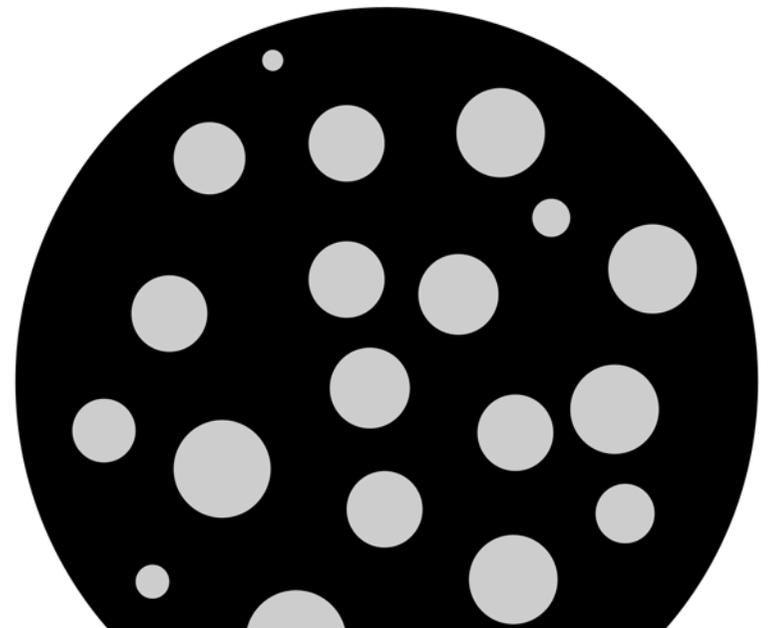
Die zweite, die doch so gar nicht still halten kann/will, sehnt sich nach einem Gefühl außerhalb der Köpfe, innerhalb der Gedankenwelten ungreifbar, trotzdem überall, aber nirgends richtig zu fassen gemacht. Müde ist sie dadurch geworden; verfängt sich zu oft; wechselt Richtungen; fängt



nichts, isst nichts (nicht, dass sie Hunger hätte). Und eines Tages sagt sie sich: Nun, ich gehe heute Abend endlich los, um die Nächste flachzulegen. Ich gehe raus. Ich verlasse diesen Kopf und suche mir eine, die mich vergessen macht. Und ruhig stellt. Bumms.

Von oben beobachtet der Besitzer des Kopfes sämtliche Regungen, die sich in den Netzen seiner Gedanken abspielen. Einiges geht vor sich: Links/rechts, vor & bleiben, notdürftig eine Aktion vollführen, die im Nachhinein nur beweint werden muss, weil sie behutsam errichtete Zuneigungen mit einem Mal zerstört hat. Es kann aber nicht sein, dass alles zerstört. Es kann auch etwas anderes daraus entstehen. Vieles wurde so besprochen; vieles blieb im Stillen und: ungeklärt. Geklärt jedoch: das Gefühl. Es war da, da war sich der Besitzer des Kopfes sicher. Er wusste wirklich nicht, ob er es hinaustragen sollte oder

ob er es bei dem Krach belassen sollte und dann, wiederum, würde es denn eine Änderung herbeiführen, wenn er es hinaustrug oder, am Ende gar, gleichbleiben? Und wenn er den Krach Krach sein ließ, ging dann nicht auch etwas kaputt, vielleicht sogar mehr, müsste man nicht neue Wege beschreiten? Warum nur konnten die Spinnen nicht einmal miteinander reden und sich offen & ehrlich streiten, wie zwei Menschen mit Gefühlen, von innen nach außen offen und gemeinsam gegen die Welt?



**WENN DU MIT MIR FLIEGST, BLEIBE ICH AM  
LEBEN**

Das Sonntagsmädchen schnupfte Kautabak. Aus Mangel an Alternativen blieb sie bei dieser seltsamen Methode.

Der kleine Junge, der in sie verliebt war, beobachtete sie von einem Baumhaus aus. Er rauchte eine Zigarette, die er dem Etui in der Schreibtischschublade seines Vaters entwendet hatte.

Das Sonntagsmädchen saß auf einer Bank nahe dem Haus ihrer Vorfahren. Vor einigen Jahren hatte sich eine unerträgliche Traurigkeit in ihr herangebildet. An einem Sonntag im Mai hatte sie herausgefunden, dass diese Traurigkeit in der Einsamkeit begründet lag. Sie würde diese Einsamkeit, welche sie, unbewusst, wie sie jetzt wusste, schon immer gespürt hatte, niemals ablegen können. Es war eine Einsamkeit, deren Verankerung sich tief im Menschsein an sich be-

fand. Das Sonntagsmädchen fühlte sich sehr menschlich.

Der kleine Junge konnte sehen, dass an der Wange des Mädchens eine Träne herunterkullerte. Er konnte sich nicht erklären, warum das schönste Geschöpf, das er jemals gesehen hatte, weinte. Er dachte, Menschen, die wie Engel aussahen, konnten nicht traurig sein.

Das Sonntagsmädchen schlug ihr Notizbuch auf und zeichnete ein Bild von sich hinein. Es war eine Bleistiftzeichnung und so erschienen auch ihre Augen grau, wie in der Wirklichkeit. Ansonsten, fand sie, konnte das Bild sie selbst nicht so darstellen, wie sie wirklich war.

Der kleine Junge folgte der Hand des Mädchens beim Zeichnen und merkte, als sein Blick wieder auf ihr Gesicht wanderte, dass sie mit dem, was sie tat, nicht zufrieden war. Er wünschte sich,



aus dem Baum hinuntersteigen zu können, um ihr über die Schultern beim Zeichnen zuzusehen. Dabei würde er ihr ehrlich sagen, wie wunderbar ihre Bilder waren. Dabei würde er ihr alles sagen, was er nicht sagen konnte. Dabei würde er ihr sein Herz schenken. Schnell rauchte er seine Zigarette zu Ende. Ihm wurde schwindelig.

Das Sonntagsmädchen blickte auf. Im Kastanienbaum auf der anderen Straßenseite raschelten die Blätter. Und schon sah sie, wie etwas Schweres aus den Wipfeln ins Gras fiel. Sofort legte sie ihr Notizbuch beiseite und eilte hinüber.

Das schönste Gesicht auf Erden dicht an seinem eigenen, die grausten Augen der Welt in seinen Augen, der wundervollste Geruch all seine Sinne einnehmend, sagte der Junge: „Heute ist Sonntag. Wenn du mit mir fliegst, bleibe ich am Leben.“ Das Sonntagsmädchen legte sich zu dem Jungen ins Gras.



# DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)**



# *Impressum*

---

SEITE 77

## *Herausgeber:*

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

ISSN: 2194-1505

## *Redaktion:*

Fabian Bross, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

## *Gestaltung/Titelbild:*

Fabian Bross

## *Anschrift:*

Markus Michalek  
Schellingstr. 48  
80799 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf: [www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de), [info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

